

Das Werk

Monatsschrift der „Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft“

IX. Jahrg.

Düsseldorf, März 1929

Heft 3

Die Reparationen als Weltwirtschaftsproblem.

Deutsche Tribute machen die Ausführindustrien der Welt und die Industriearbeiter der Welt mit tributpflichtig. — Steigende Arbeitslosigkeit als zwingende Folge der Reparationsverpflichtungen. — Und dann? — Die Lohnfrage als Reparationsproblem. — Bedeutung des inneren Marktes und der Kolonisation.

Von Geheimrat Rudolf Böhmer.

Die Zukunft der deutschen Industrie ist vollständig von einer wesentlichen Herabsetzung der heute auf Deutschland ruhenden untragbaren Reparationslasten abhängig.

(Aus dem Geschäftsbericht 1927/1928 der „Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft“.)

Angesichts der Aufnahme, die der Bericht von Parker Gilbert im Ausland gefunden hat, erscheint es besonders wichtig, daß die Wirkungen der deutschen Tribute auf das Ausland untersucht werden. Denn offenbar können wir nur insoweit auf eine Entlastung rechnen, als das zugleich im Interesse der Tributempfänger und Amerikas liegt. Seltsamerweise hat es eine ganze Zeit gedauert, bis man den grundlegenden Fehler des Dawesplanes entdeckt hat. Dieser Plan erwartet, Deutschland werde nach kurzer Schonzeit in der Lage sein, die ihm auferlegten Tribute aus Ausfuhrüberschüssen zu zahlen. Die Sachverständigen haben völlig übersehen, daß ein Agrarland nach dem anderen infolge der Verdichtung seiner Bevölkerung gezwungen ist, sich zu industrialisieren und zu dem Zwecke zum industriellen Schutzoll überzugehen, so daß der Auslandmarkt nicht die Tendenz hat, sich zu erweitern, sondern umgekehrt die, sich zu verengen. In Wirklichkeit bewirkt daher der Dawesplan eine Steigerung des deutschen Exportes zu Lohnkämpfen und damit innere Beunruhigung und erbitterten Kampf auf dem Weltmarkte. Diese Wirkung näher zu erörtern, erscheint mir unerlässlich, da das Ausland anscheinend nur Vorteile von den deutschen Tribute erwartet.

Es besteht wohl keine Meinungsverschiedenheit darüber, daß Deutschland nicht lange mehr die Tribute durch Aufnahme

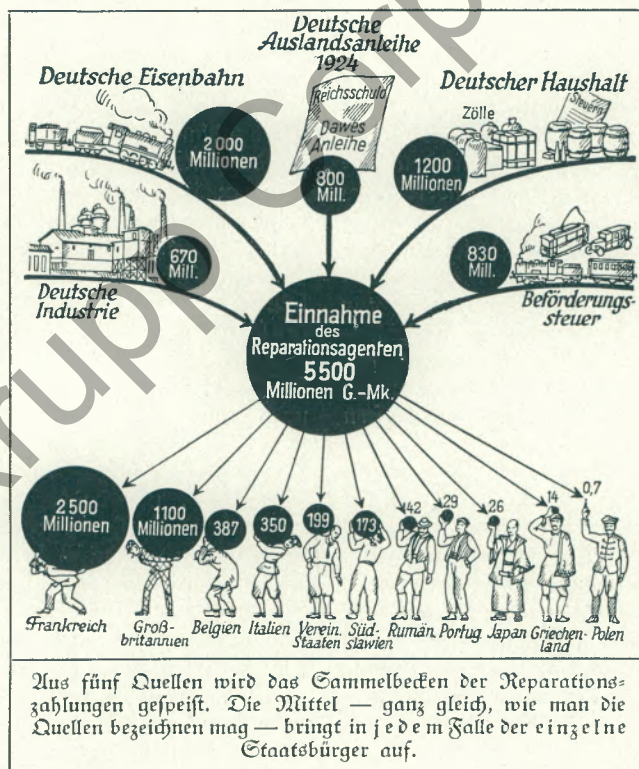
anderer Schulden im Ausland decken kann. Sehr bald muß es aus Ausfuhrüberschüssen erfüllen. Die Tribute zwingen es also zur Steigerung seiner Ausfuhr. Ausführen kann es in großem Maßstabe nur Fertigwaren und Kohlen. Da nun der Auslandmarkt für Fertigwaren die Tendenz zur Verengung zeigt — und vom Kohlenmarkt gilt dasselbe —, so bedeutet der Zwang zur Ausfuhr einen Zwang, den anderen an der Ausfuhr von Fertigwaren und Kohlen beteiligten Ländern Kundschaft abzugeben.

Wie können wir aber den anderen Ländern Kunden abjagen? Angesichts unserer Kapitalarmut praktisch nur auf einem Wege, durch Unterbietung.

Da unsere Herstellungskosten zu hoch sind, wird der Zwang zur Ausfuhr zunächst als ein solcher zur Herabsetzung der Herstellungskosten wirken.

Wie können unsere Herstellungskosten verringert werden? Nicht ohne weiteres durch Herabsetzung des Zinsfußes. Denn der wird nach Lage der Dinge durch das Ausland bestimmt, und unser Kapitalmarkt ist vom Auslande völlig abhängig und wird einen andauernden starken Bedarf zei-

gen, solange wir Reparationen zahlen müssen und einen erheblichen Wachstumsbedarf haben. Auch nicht durch eine wesentlich ins Gewicht fallende Herabsetzung der Abgaben. Denn das würde entsprechende Verringerung der öffentlichen Ausgaben voraussetzen. Dafür aber wird sich keine Reichstagsmehrheit finden. Denn irgendwie würden Wählermassen von einer solchen Maßnahme betroffen. Das höchste, das vom Reichs-



tag zu erwarten sein wird, dürfte daher das Unterbleiben einer weiteren Steigerung der öffentlichen Ausgaben sein.

Was bleibt somit übrig, um die Herstellungskosten zu verringern? Es kann nur geschehen durch Verringerung der Gewinne, wo das nicht ausreicht, durch Kapitalverluste und durch Herabsetzung der Löhne. Kann ein Unternehmen nicht mehr mit, so kann ein neuer Unternehmer das Rennen aufnehmen, der es aus der Konkursmasse für einen Pappenstiel erworben hat.

Und die Arbeitslöhne? Naturgemäß werden sich die Arbeiter aufs äußerste gegen Lohnherabsetzungen wehren, aber eines Tages werden sie genötigt sein, zu kapitulieren.

Die Dinge dürften sich ungefähr folgendermaßen abspielen: Der hohe Zinsfuß, der Mangel an ausländischen Kapitalanlagen u. a. m. werden zunächst unsere Industriewarenausfuhr weiterhin erschweren und zum Wachsen der Arbeitslosigkeit führen. Damit wird notwendig auch der Inlandsabsatz zurückgehen, die Arbeitslosigkeit also weiterhin zunehmen. Reich, Länder und Gemeinden werden schließlich nicht mehr imstande sein, das wachsende Heer der Arbeitslosen zu unterhalten, und dann ist der Augenblick gekommen, wo die Not die Arbeiter zwingt, zu herabgesetzten Löhnen zu arbeiten.

Auf dem Wege über den Zusammenbruch von Unternehmen und Herabdrückung der Löhne wird also die Unterbietung, zu der die Tributpflicht nötigt, sagen wir in einigen Jahren möglich werden. Was hat nun die Unterbietung für Wirkungen? Sie wirft die Preise auf der ganzen Linie. Gehen wir mit den Preisen herunter, so müssen auch alle anderen Länder, die Industriewaren ausführen, ihre Preise herabsetzen.

Nun wird sofort der Einwand kommen, daß die Herabsetzung der Preise zu einer Erhöhung des Absatzes führen und damit die nachteilige Wirkung der Preisverringerung ausgleichen werde. O nein! Der Unternehmer, der Maschinen um 20 % billiger erhält, kauft dafür nicht andere Maschinen. Die Verbilligung wird zum Teil einfach Ersparnis sein, zum Teil zur Beschaffung von inländischen Erzeugnissen dienen und nur zu einem dritten Teil möglicherweise zur Erhöhung der Industriewarenausfuhr. Aber diese Erhöhung ist weiter begleitet von einer Verringerung der Kaufkraft in den Industrierausfuhrländern. Auf einen Ausgleich des Mindererlöses ist daher nicht zu rechnen.

Natürlich vollzieht sich das Herabsetzen der Preise etappenweise, bis der Punkt erreicht ist, bei dem weitere Herabsetzung schlechthin ruinös wirken würde. Der Zwang zur Ausfuhr wird aber immer wieder Deutschland zur Initiative in diesem Spiel nötigen. Es wird dadurch allein instand gesetzt, sich auf dem im wesentlichen nicht mehr erweiterungsfähigen Markt der Ausfuhrindustrie und der Kohle auf Kosten seiner Wettbewerber einen größeren Anteil zu sichern.

Der Zwang zur industriellen Warenausfuhr wird somit die Folge haben, daß erstens der Anteil der übrigen Länder an der Ausfuhr von Industriewaren und Kohlen verkleinert wird, und zweitens der Erlös, der ihnen aus der Ausfuhr von Industriewaren und Kohlen zufließt, sich mehr und mehr verringert.

Was bedeutet das aber? Es bedeutet, daß die gewalttätige Einengung des deutschen Lebensraumes sich in ihren nachteiligen Wirkungen durchaus nicht auf Deutschland beschränken, sondern sämtliche Länder erfassen wird, die an der Ausfuhr von Industriewaren und Kohlen beteiligt sind, und zwar um so mehr, je stärker dies der Fall ist.

Man kann sich leicht ausrechnen, wieviel ein Land Vorteil aus dieser Entwicklung ziehen und wieviel Nachteil es davon haben wird. Man braucht nur eine, sagen wir, schließlich durchschnittlich zwanzigprozentige Herabsetzung aller Ausfuhrindustriewarenpreise und der Kohlenpreise zu unterstellen und sich die Handelsstatistik der einzelnen Länder anzusehen. Das ist selbstverständlich ein sehr rohes Verfahren, aber es gibt eine zahlenmäßige Vorstellung der Wirkungen.

Was ergibt sich nun, wenn man ohne Rücksicht auf die jeder Schätzung entzogenen Einbußen am Umfang der Industriewarenausfuhr unterstellt, daß die heutige Mehrausfuhr der einzelnen Länder an Industriewaren einen um 20 % geringeren Erlös erbringt? Nun, dann haben die Länder, die Tribute erhalten, selbst wenn diese in der heutigen Höhe fortbestehen, einzig mit Ausnahme von Frankreich keinen Gewinn davon, sondern einen Verlust. Frankreich ausgenommen, wird der Gewinn, den ihre Staatskasse hat, übertroffen durch die Verluste, die ihre Industrie erleidet. Damit Frankreich aus deutschen Tributen noch einen Gewinn von etwa 60 Millionen Mark ziehen kann, wird Englands heutiges Einkommen aus Kohlen- und Industriewarenausfuhr und unverringerten deutschen Tributen eine Minderung um etwa 1200 Millionen Mark erfahren und die amerikanische Industrie das Vergnügen haben, eine Mindereinnahme von rund eine Milliarde Mark zu buchen.

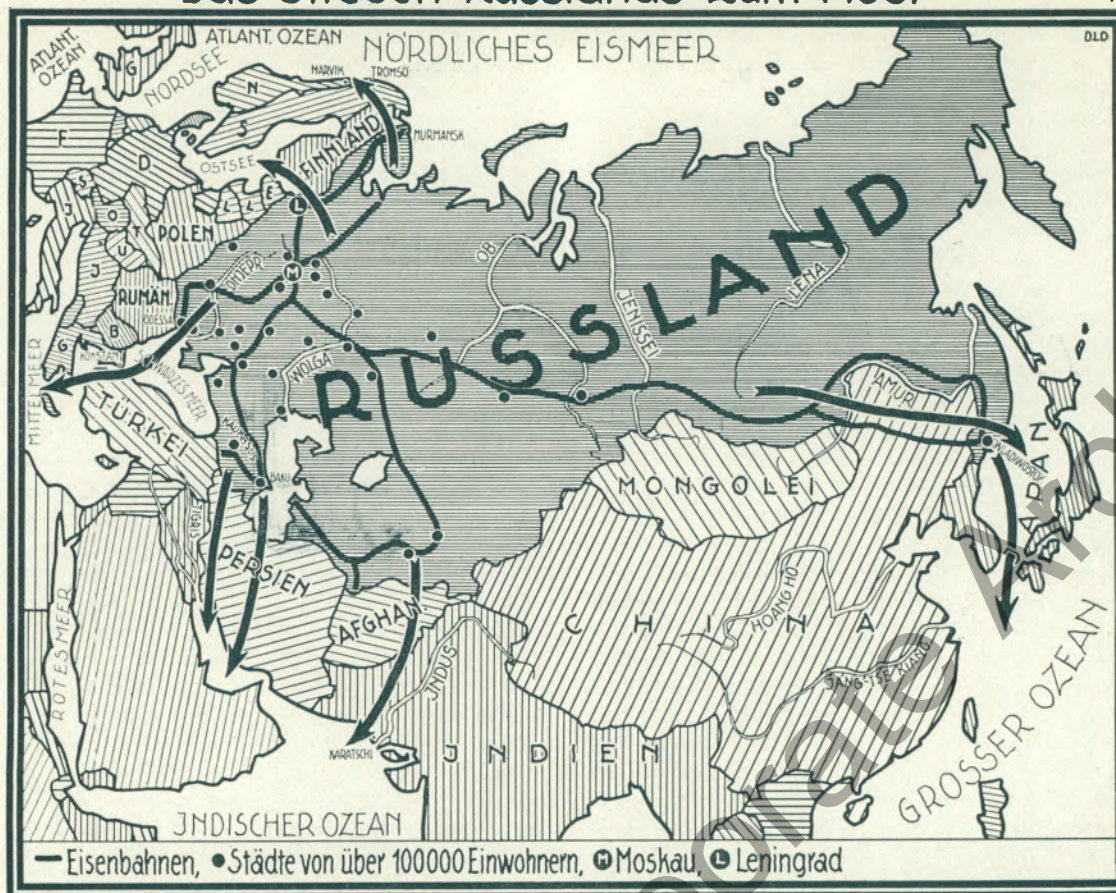
Ich habe im vorstehenden bereits von der Einengung des deutschen Lebensraumes gesprochen. Ich habe das getan, weil es schließlich um noch weit mehr als die Tribute geht. Die bringen nur das Faß zum Überlaufen. Die Wegnahme ausgedehnter vorwiegend landwirtschaftlicher Gebiete im deutschen Osten, die Verhinderung einer deutschen Gebietsausdehnung im Osten und die Wegnahme des gesamten deutschen Kolonialbesitzes über See, alles Dinge, die England entweder selbst in erster Reihe betrieben oder nicht verhindert hat, obwohl es das könnte, dies alles wird Deutschland zu einem Wettbewerb auf Tod und Leben zwingen, auf dem einzigen Gebiet, das man ihm nicht nehmen konnte, auf dem der Industriewarenausfuhr. Die Tributforderungen verschärfen diesen Zwang auf das äußerste. Nun ist aber England im Verhältnis noch viel stärker industrialisiert als Deutschland. Deshalb ist die ganze englische Politik gegen Deutschland eine selbstmörderische. Das gleiche gilt aber auch für das Industrieland Belgien und für die immer stärker auf Industriewarenausfuhr drängenden Länder Italien und Japan.

Es gibt für die deutsche Regierung bei den bevorstehenden Verhandlungen keine schärfere Waffe als den Hinweis auf die Ausfuhr von Industriewaren und Kohlen ungünstige Tendenz der wirtschaftlichen Entwicklung. Denn aus ihr folgt unerbittlich, daß Deutschland nur Tribute zahlen kann, wenn es den anderen Kohlen- und Industrierausfuhrländern Märkte nimmt und darüber hinaus durch Unterbieten ihre Ausfuhr um gewaltige Summen schädigt.

Auch der völlige Wegfall der deutschen Tributzahlungen schafft den Zwang zur Steigerung der deutschen Ausfuhr noch nicht aus der Welt. Das kann, abgesehen von der Steigerung der inländischen landwirtschaftlichen Erzeugung und einer Erweiterung des inneren Marktes, nur dadurch erreicht werden, daß Deutschland ausreichenden Raum erhält, und daß es ihn planmäßig ländlich und städtisch besiedelt. Ausreichenden Raum kann Deutschland ohne Krieg nach Lage der Dinge nur durch Rückgabe und Erweiterung des deutschen Kolonialbesitzes erhalten. England war etliche Zeit vor dem Kriege zu einer solchen Erweiterung bereit. Das war geschäftlich kluge Politik. Will es seine eigene Volkswirtschaft nicht einem vernichtenden Wettkampf aussetzen, so muß es zu dieser Politik zurückkehren. Und daran sind alle Länder der Welt interessiert, die mehr Industriewaren aus- als einführen. Selbstverständlich muß aber die Initiative hierzu von deutscher Seite ausgehen, und daran fehlt es bislang völlig.

Der deutsche Industrielle wie der deutsche Arbeiter können ihre Stellung nur behaupten, wenn sie nicht zu einem ruinösen Wettkampf mit fremden Industrien und den Arbeitsbedingungen in fremden Ländern gezwungen werden.

Das Streben Russlands zum Meer



Deutschland und das Weltbild der Gegenwart.

III.

Das Streben der Staaten und Völker zum Meer.

Von Dr. Adolf Grabowsky.

Unter den Werken Friedrich Ratzels, des Begründers der politischen Geographie als Wissenschaft, paßt keines so unmittelbar wie die kleine Schrift „Das Meer als Quelle der Völkergröße“. Sie ist im Jahre 1900 erschienen und steht gewiß im Zusammenhang mit den damaligen deutschen Flottenvorlagen, aber sie wächst über den unmittelbaren Zweck hinaus zu einer glänzenden Darstellung der Rolle des Meeres in der Weltgeschichte. Auch in der Form ist sie überaus reizvoll; der bedeutende Schriftsteller Ratzel tritt uns entgegen, der in den großen Büchern nicht immer zur Geltung kommt.

Ratzel beginnt mit der Schilderung eines warmen März-tages am Frischen Haff. Er steht auf der Kehrung, sieht die Ostsee und spürt dahinter den Ozean und die ganze Welt. Angesichts der großen, einfachen Natur des Meeres verschwinden ihm die Unterschiede Ostsee, Nordsee und Weltmeer, das Meer als das einheitlichste Element der Erde, als das Element, das viel mehr verbindet denn trennt, wird ihm offenbar. Und plötzlich erwächst in ihm der Wunsch, die mächtig erziehende Wirkung des Meeres auf die Menschheit zu schildern.

* Unter diesem Sammeltitle erscheinen in Zukunft die monatlichen geopolitischen Querschnitte Dr. A. Grabowskys. Vgl. Heft 1 S. 2 ff.: „Das Kräftespiel in der Welt“, und Heft 2 S. 50 ff.: „Statische und dynamische Mächte“.

Gewiß, es gibt auch Staaten und Völker, die dieser Wirkung niemals erlegen sind, es gibt ausgesprochene Landmächte, die den ausgesprochenen Seemächten gegenüberstehen, und es gibt dazwischen Mächte, die zwar zum Meer Beziehungen haben, die aber doch nicht als eigentliche Seemächte betrachtet werden können. Und doch hat Ratzel durchaus recht, wenn er meint, daß der Begriff Großmacht in der Anwendung auf Mächte, die nur Landmächte sind, heute etwas vollkommen Veraltetes habe. Was wir als Großmacht bezeichnen, darf nicht landrattenhaft verkapselt sein.

In der Vergangenheit war das anders.

Das große Mongolenreich der Dschingis Khan und Tamerlan konnte sich als rein kontinentales Gebilde gestalten. Das Großmogulreich der Akbar und Aurangzeb war ohne Berührung mit dem Meere, ebenso das frühere chinesische oder ägyptische Reich. Damals war eben das Meer weit eher Schranke als verbindender Faktor, eine eigentliche Meeresfahrt bestand noch nicht, sondern nur ein tastendes Vorwärtsdringen längs der Küsten oder von Insel zu Insel. Das Meer war ein Loch in der Landmasse.

Die Anschauungen früherer Zeiten über das Meer werden am besten verstanden, wenn man an die Jahrhunderte hindurch währende Auffassung denkt, es müsse die Verteilung von Land und Wasser auf der Erde von Gott in seiner großen

Güte zugunsten des festen Landes geregelt sein. Man konnte sich einfach nicht denken, daß Gott weniger Land als Wasser geschaffen habe. Deshalb suchte man krampfhaft den großen Südkontinent, und erst der Holländer Abel Tasman hat 1642 durch die Umfahrung des Indischen Ozeans und des australischen Festlandes diesen Glauben zerstört. Man lernt heute schon in der Schule das Verhältnis von Wasser zu Land, das sich ungefähr wie 5 zu 2 stellt. Also schon durch seine Quantität spielt das Meer eine wesentliche Rolle. Als sich nun aber seine Qualität entscheidend verschob, als das Meer zur großen Heerstraße des Weltverkehrs wurde, und als dadurch selbst die Ozeane den Charakter als Mittelmeer annahmen, da wurde das Meer, seine Beherrschung und seine Bewältigung, zum wichtigsten Ziel der Weltpolitik, wurde es in einem Grade, daß man heute manchmal annehmen kann, das Land sei des Meeres wegen vorhanden.

Denken wir etwa an das französische Kolonialreich, so ist dies gewiß seiner Natur nach kontinental. Die große Landmasse der Mittelmeerküstengebiete Nordafrikas, Französisch-Westafrikas und Französisch-Äquatorialafrikas gibt den Ausschlag; was sonst noch zum französischen Kolonialreich gehört, tritt zurück. Verstärkt wird noch dieser kontinentale Charakter durch die großen Bahnprojekte, in erster Linie die schon in unserem Januarartikel genannte Transsaharabahn. Auch hier aber ist letzten Endes das Meer entscheidend, die maritime Verknüpfung des Mutterlandes mit dieser afrikanischen Masse. Frankreich als Flottenmacht zweiten Ranges ist der Ozeanverbindung mit seinen großen westafrikanischen Häfen Dakar oder St. Louis nicht sicher, und so gewinnt maßgebende Bedeutung der Weg Marseille—Algier und damit die Beherrschung des westlichen Mittelmeers. Um dies Problem bewegt sich in der Hauptsache die konstruktive französische Kolonialpolitik, deshalb nicht zum mindesten der Zusammenstoß mit Italien, das von Sardinien aus auf das westliche Mittelmeer übergreifen sucht, und das sich auch bereits eine festere Position in Langer geschaffen hat. Deshalb vor allem die mißtrauische Beobachtung Spaniens, das Cartagena zu einem großen Kriegshafen ausbaut, und das in dem glänzenden Hafen Mahon auf Menorca einen Punkt besitzt, der direkt auf dem Wege Marseille—Algier liegt.

bleiben wir aber einmal bei Frankreich und bei der schon berührten Tatsache, daß es nun einmal nicht erste Flottenmacht ist. Es wird das auch niemals werden, weil die innerste Natur des französischen Menschen einer intensiven Betätigung auf dem Meere widerstrebt. Das ist das eigentlich Verhängnisvolle für eine Macht wie Frankreich in einer Epoche, in der das Meer diese überragende Bedeutung hat. Warum aber ist die Natur des französischen Volkes so beschaffen? Hier stoßen wir auf den Kern unseres Themas. Allen Völkern ist heute von der geschichtlichen Entwicklung das Streben, auf das Meer einzuwirken, diktiert, soweit ihre geographische Lage dies nicht von vornherein ausschließt. Aber es gibt genug Völker, die nur widerwillig diese Aufgabe erfüllen, und sie werden wie ein Kind, das ungern seine Schulaufgaben löst, niemals zu hervorragenden Wirkungen kommen. Wirkliche Seevölker kreisen in ihren Gedanken um das Meer.

Man muß sich sehr davor hüten, ein Volk schon deshalb als Seevolk zu betrachten, weil es ans Meer grenzt. Frankreich ist ein Zweimeerstaat, das heißt ein Staat zwischen zwei nahen Meeren, dem Atlantischen Ozean und dem Mittelmeer; und wenn man noch den Kanal hinzu rechnet, liegt es sogar an drei Meeren. Aber mit Ausnahme der Küstenbevölkerung der Normandie und namentlich der Bretagne, die schon früh zu Fischereizwecken den Ozean überquerte und an den Neufundlandbänken den Fang betrieb, hat sich das französische Volk niemals viel um die See bekümmert. Es hatte das nicht nötig,

denn das liebliche Frankreich bot Lebensunterhalt in Hülle und Fülle. Durch nichts stärker als durch die Dürftigkeit seines Bodens wird ein Volk aufs Meer hinausgetrieben. Das ist das Schicksal Norwegens, wo der unfruchtbare Boden so überwiegt, daß der Mensch das Meer zur Nahrung unbedingt gebraucht.

Zur Dürftigkeit des Bodens kommt sehr oft die Kleinheit des Landes. Das alte Phönizien war ein schmaler, ungastlicher Küstenstreifen zwischen Libanon und Meer, und so wurden die Phönizier zum ersten Seehandelsvolk der damaligen Welt. Freilich lag ihnen hier auch ein Meer vor Augen, reich und warm und blau und von wenig Stürmen verheert, mit der großen Kupferinsel Zypern, gegenüber die kleinasiatische Küste, etwas ferner das Inselgewoge des Ägäischen Meeres. Auf diesem Terrain konnten die Phönizier ihre Seefahrerkünste üben, bevor sie sich an schwereren Aufgaben versuchten. Bei den Norwegern stand hinter ihrer maritimen Expansion ein ehernes Muß, weil das Land weit und breit arm war, und so wagten sie sich auf ein gefährliches Meer; die Phönizier hätten reichere Länder in ihrer Nähe finden können, aber sie zogen das Meer vor, weil es noch heftiger lockte als das Festland.

An den Phöniziern erkennen wir auch, daß die sogenannte Gegenküste äußerst wichtig ist bei der Entscheidung, ob ein Volk Seevolk wird oder nicht. Es dreht sich um die Frage, ob eine nahe Küste gegenüber vorhanden und ob der Weg dahin unschwierig ist. Wenn etwa die Chinesen trotz ihrer ausgedehnten Küstenlinien niemals ein eigentliches Seevolk geworden sind, so liegt das zum großen Teil an dem Mangel einer Gegenküste. In Indien steht es ähnlich. Eine besonders ausgebildete Gegenküste existiert dann, wenn der Staat an ein Binnenmeer grenzt, das als Mittelmeer wirkt. In diesem Falle wird sich das Streben des Staates nicht allein auf die gegenüberliegende Küste richten, sondern auf die Umrundung des gesamten Mittelmeers. Man nennt das die zirkummarine Tendenz. Mächte, die niemals im engeren Sinne maritim waren, wie das alte Römische Reich oder Rußland, haben diese Tendenz befolgt, einfach weil der Raum sie dazu zwang. Man denke an das Mittelmeerreich Roms und an das russische Streben, das Schwarze Meer zu beherrschen. Auch die Tendenz der Vereinigten Staaten nach Beherrschung des amerikanischen Mittelmeers, des Karaischen Meeres und des Golfes von Mexiko ist hier zu nennen, und in grandiosem Maßstabe — als Umrundung eines Ozeans (zirkumozanische Tendenz) — ist sie verwirklicht in der Beherrschung des Indischen Ozeans durch England, um Indien zu schützen.

Warum sind Rom oder Rußland nicht als eigentliche Seemächte zu bewerten? Der Grund liegt wieder in ihrem Volkstum. Rom ist als Bauernstaat entstanden, der zwar durch den schiffbaren Tiber schon früh eine Verbindung mit dem Meere aufwies, dessen Kraftquelle aber doch das Binnenland war und blieb. Und da das Römische Reich immer nur eine Erweiterung der Stadt Rom bedeutete, so schwand bei aller Seebetätigung der Charakter der Landmacht niemals. Noch interessanter ist der Fall Rußland. Sein ganzes Problem, heute wie vor dem Kriege, besteht darin, daß diese riesige Landmasse keine genügenden Ausgänge zum Meere besitzt. Gewiß, im Norden läuft eine lange Küstenlinie, aber hier ist das Polarmeer ein passiver Meeresraum, der zwar als strategische Deckung wunderbar geeignet ist, nicht aber als dauernder Verbindungsfaktor. Die Ostsee, an die Rußland weiterhin grenzt, ist ein Nebenmeer, ja sogar das Nebenmeer eines Nebenmeers, der Nordsee, und wenn man den Finnischen Meerbusen wieder als Nebenmeer der Ostsee bezeichnen will, so haben wir es hier mit einem Nebenmeer dritten Grades zu tun. Das Schwarze Meer ist gleichfalls das Nebenmeer eines Nebenmeers, des Mittelmeers; der Stille Ozean aber

der sich im fernen Osten Rußlands dehnt, ist viel zu weit von den Kraftzentren des Landes entfernt. Von dem Kaspischen Meer, das ein reines Binnenmeer ist, gar nicht zu reden. Rußland muß also, um sich Luft zu verschaffen, weit stärker an die See und sucht vor allem durch Bosporus und Dardanellen ans offene warme Mittelmeer zu kommen. Sein Zusammenstoß mit Deutschland ist daraus in erster Reihe zu erklären, daß Deutschland Österreichs Balkanpolitik deckte und selber Bagdadbahnpolitik betrieb. So konnte denn unmittelbar vor dem Weltkrieg in Rußland der Saß geprägt werden, daß der Weg nach Konstantinopel durchs Brandenburger Tor gehe. Auch nach dem Persischen Meerbusen langt Rußland vom Kaukasus her und selbst nach dem Atlantischen Ozean. Es hat im Kriege (mit deutschen und österreichischen Kriegsgefangenen, die zu Tausenden dabei starben!) die Murmanbahn nach der halbwegs eisfreien Murmanküste gebaut und blickt von da aus hinüber nach der norwegischen Küste am Atlantik (Tromsø, Narvik). Aber Rußland — und das ist die tragische Seite des Problems — ist seiner Meeresmission nicht gewachsen. Der Russe ist typischer Binnenmensch, im Süden Mensch der Steppe, im Norden Mensch des Waldes. Er begehrt etwas, wozu er seiner Natur nach gar nicht geeignet ist, und er muß deshalb immer aufs neue dabei Schiffbruch leiden.

Von der kontinentalen Natur der Mongolen wurde schon gesprochen, ebenso steht es mit den Türken, die ein Steppenvolk aus dem Innern Asiens sind und, soviel Küste sie auch gewannen, niemals ihre Steppennatur verleugnet haben. Auch an Spanien sei gedacht. Der spanische Staat ist von der kastilischen Hochfläche aus organisiert worden. Der kastilische Stamm hat reinen Binnenscharakter, und er hat diese Art dem gesamten spanischen Staatswesen mitgeteilt. Trotz der langen Küstenlinie Spaniens hat der Staat maritim auch nicht annähernd dasselbe geleistet wie das benachbarte kleine Portugal, das voll dem Meere zugewandt ist.

Unter den Ursachen, die das maritime Schicksal der Staaten bestimmen, ist auch noch die Küstenentwicklung zu nennen. Es besteht ein großer Unterschied, ob eine Küste reich oder plump gegliedert ist, ob sie gute Häfen hat oder schlechte, und ob die guten Häfen zahlreich sind oder selten. Freilich, allzu zahlreich dürfen die guten Häfen auch wieder nicht sein, denn sonst kommt keiner recht zur Geltung, sonst nimmt einer dem andern das Hinterland fort. So ist es etwa bei der Fördelküste Schleswig-Holsteins, die auch wegen der Schmal-

heit des Hinterlandes der Hafenentwicklung abträglich ist. Nicht anders liegt es in Dalmatien: viele, aber kleine Häfen und dabei ein Hinterland, hinter dem sofort das Karstgebirge aufsteigt. Entsprechend fehlen große Flüsse, die das Hinterland aufschließen; die Neretva ist der einzig in Betracht kommende Fluß. Selbstverständlich wurde Dalmatien maritim, denn es blieb ihm gar nichts anderes übrig als das Meer; aber diese Maritimität war kleinen Maßstabes, und so wurde denn Dalmatien viel mehr von außen beherrscht, als daß es selber herrschte. Auch Norwegen, wo es sich ähnlich verhält, ist heute Objekt der britischen Maritimität, die von der ver-

hältnismäßig nahen Küste nach Norwegen hinüber wirkt. Vorher wurde Norwegen vom Lande aus geleitet durch Schweden (denn bei der schwedisch-norwegischen Union, die bis 1905 bestand, war Norwegen der sekundäre Partner), und noch früher wurde es Jahrhunderte hindurch beherrscht durch Dänemark.

Bei der Frage der Bedeutung der Häfen ist auch noch zu berücksichtigen, ob sie tief genug im Lande liegen, so daß sich Seeverkehr und Landverkehr gleichsam vermählen können. Darauf beruht der große Wert Hamburgs, das ander für Ozeanschiffe befahrbaren Unterelbe über 100 Kilometer tief im Lande liegt. Die Maritimität Hamburgs ist so groß, daß unser ganzes Nordseegestade davon Nutzen hat. Hier-

durch und durch die ähnlich gelagerte Maritimität Bremens wird der an sich sehr ungünstige Umstand, daß Deutschland eigentlich nicht an die Nordsee grenzt, sondern an die Deutsche Bucht, einen zurückgezogenen, winkelhafte Teil der Nordsee, wenigstens etwas ausgeglichen.

Wir haben also die schon zu Eingang aufgestellte These bestätigt gefunden: Es gibt ausgesprochene Seemächte und ausgesprochene Landmächte, und es gibt dazwischen Landmächte mit größerer und geringerer Seebetätigung. Doch auch die ausgesprochenen Seemächte sind in zwei Kategorien zu scheiden: in solche, die eine Maritimität hohen Grades, das heißt aktive Maritimität, aufweisen und solche mit einer Maritimität, die sich der See bemächtigt, weil ihr andere Möglichkeiten nicht offenstehen. Aber auch bei den ausgesprochenen Landmächten sehen wir in der Regel, so beziehungslos sie auch im übrigen zum Meere sein mögen, eine Sehnsucht dorthin, eine verschwommene Sehnsucht sehr oft, weil sie das Meer gar nicht kennen, aber doch ein Verlangen haben nach den weiten Horizonten und den unendlichen Möglichkeiten, die das Meer bietet. Vielleicht am meisten erstickt ist diese

Die Entwertung der dalmatinischen Küste durch die Vielzahl von Häfen, Schmalheit des Hinterlandes u. Mangel an Flüssen



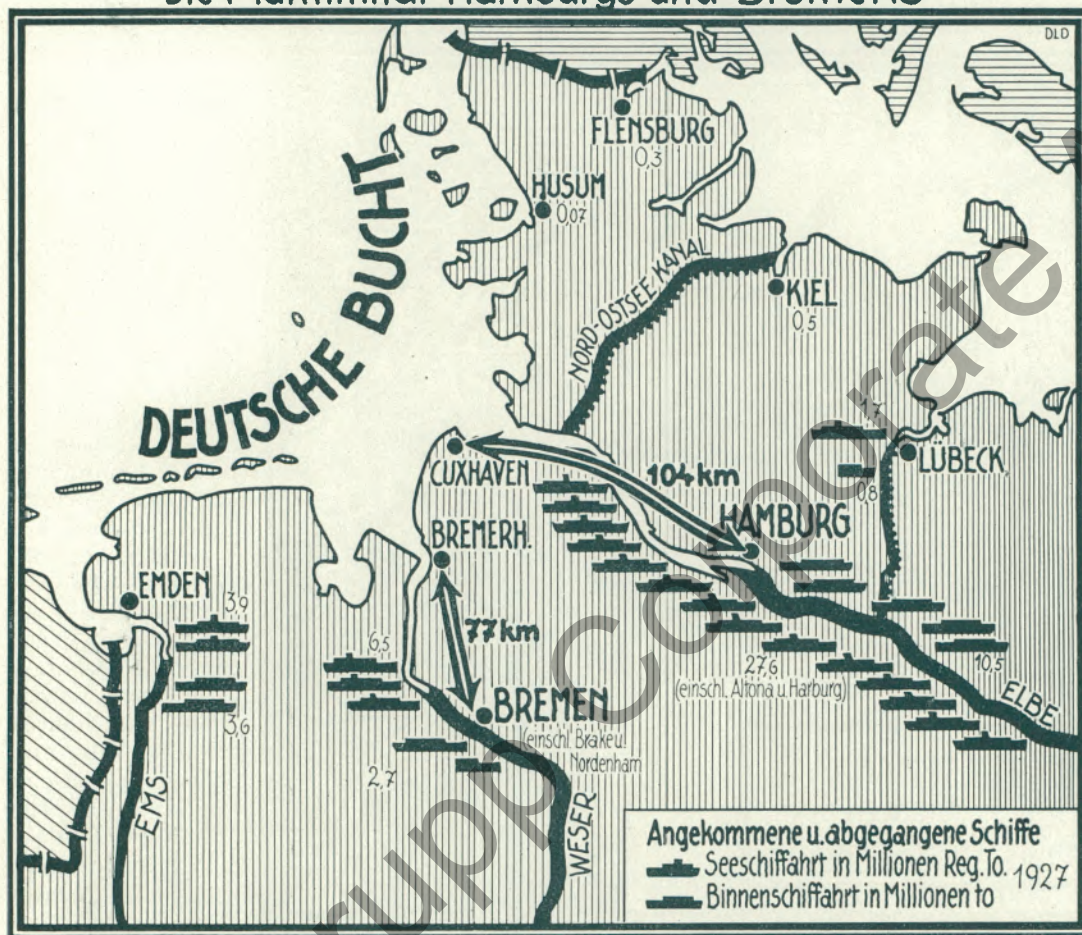
Sehnsucht beim Wüsten- und Steppennomaden, denn auch er hat ja etwas Ungeheures, das sich im Raume verläuft, aber dies Große, Grenzenlose ist doch nicht so vielfältig und Verbindungen zugänglich wie das Meer. Auf jeden Fall darf man sagen, daß Binnenstaaten schwer am Mangel eines Meereszugangs leiden, und daß sie bestrebt sind, ihn sich zu gewinnen, auch wenn sie sich dadurch mit neuen außenpolitischen Problemen belasten. Je stärker der Staat sich fühlt, desto ungestümer dies Verlangen; man denke aus neuester Zeit an den Fall Bolivien, das um so intensiver bestrebt ist, ans Meer zu kommen, als es ja früher einmal

dreifachen, und so fort — ein Beweis, wie sehr das Meeresstreben Völker und Staaten beherrscht. Der einmal angeregte Appetit wächst. Und dieser Appetit ist eben auch bei Völkern, die gar nicht für das Meer veranlagt sind, gar nicht meereswürdig sind — um diesen Ausdruck zu gebrauchen —, vorhanden, als ob es eine Unnatürlichkeit sei, wenn ein Staat nicht das Meer erreicht.

Und doch ist der Begriff der Meerwürdigkeit wichtig und richtig. Bei internationalen Auseinandersetzungen über den Meereszugang, bei Auseinandersetzungen, die zum Kriege führen können, hat er eine ausschlaggebende Rolle zu spielen. Völker,

die nach dem Meere streben, ohne des Meeres würdig zu sein (wobei im übrigen nicht das geringste Werturteil über diese Völker gefällt ist), haben bei Konflikten über den Meereszugang vor Völkern zurückzuweichen, die eine weit engere Verbindung zum Meere haben. Das ist ein Punkt, der bei unserem Streit mit Polen über Danzig und den Weichselkorridor aufs höchste zu beachten ist. Gewiß hat Deutschland nicht dieselbe Maritimität wie England, aber auch die Vereinigten Staaten haben ja — und das stellt sie in einem entscheidenden Punkt immer wieder hinter England zurück — nicht die gleiche Maritimität wie Großbritannien. Gegenüber Polen jedoch haben wir unter allen Umständen weit größeres Recht auf das Meer, denn Polen hat niemals während seiner langen Geschichte eine wirkliche Beziehung zum Meere gehabt, während im deutschen Volk neben Stämmen, die binnenländischen Charakter tragen, doch andere stehen mit ausgesprochen maritimem Wesen.

Die Maritimität Hamburgs und Bremens



Rüste besaß. Doch selbst ein Staat wie Afghanistan, den wir uns eigentlich nur als Binnenstaat vorstellen können, hat eine, wenn auch bisher nur leise, Orientierung nach der See hin genommen. Die Einfuhrerleichterungen, die es über den Hafen Karadschi genießt, genügen ihm nicht mehr, denn Karadschi ist nun einmal britisch, und alle Waren, die diesen Weg benutzen, können von England kontrolliert werden. Großbritannien hat zudem durch die Okkupation Beludschistans bereits vor über fünfzig Jahren dafür gesorgt, daß Afghanistan nicht unmittelbar südlich nach dem Meere vorstoßen kann. So richtet das Land jetzt seine Blicke nach Persisch-Beludschistan, einem entfernten, mit den eigentlichen persischen Kraftzentren nicht in Verbindung stehenden Teil des persischen Reiches. Diese Orientierung ist durch die neuesten afghanischen Wirren natürlich zurückgedrängt, erhebt sich aber sicherlich sofort wieder, wenn das Land sich reorganisiert.

Hinzugefügt sei, daß ein Land, das einfachen Meereszugang erlangt hat, meist doppelten begehrt, ein Land mit doppeltem

Wir brauchen nur auf die Hanse zu verweisen, der Polen nichts Ähnliches an die Seite zu stellen hat. Polen müßte, welthistorisch betrachtet, unbedingt zufrieden sein mit Garantien auf ungehinderten Verkehr zur See, die Deutschland ihm zu geben jederzeit willens ist. Neben vielerlei anderen Gründen, die für Rückgabe Danzigs und des Korridors an Deutschland sprechen, geographischen, ethnographischen, wirtschaftlichen und kulturellen, sollte der Punkt, daß im Konflikt Deutschland-Polen Deutschland historisch und gegenwärtig die Seemacht, Polen aber die Landmacht ist, niemals außer acht gelassen werden.

Das Streben der Völker und Staaten zur See ist fast allgemein, ihr Recht aber auf das Meer ist sehr verschiedenen Grades, weil ihre Beziehungen zum Meer sehr verschiedenen Grades sind — das ist das bedeutsamste Ergebnis, das wir aus unseren Erörterungen gezogen haben. Was für die Menschen gilt, gilt auch für die Staaten: Man kommt nicht weiter, wenn man sie mit einem Einheitschema beglückt.



Abb. 1. Holländischer Seehafen zu Anfang des 18. Jahrhunderts.
Im Vordergrund ein Drehkran mit Haspelantrieb.

Seehäfen als Knotenpunkte des Weltverkehrs.

Von Dipl.-Ing. F. Toussaint.

Während die deutschen Seehäfen in früheren Jahren nur eine verhältnismäßig geringe Bedeutung für den Weltverkehr hatten, setzte ein schneller Aufschwung ein, als nach der Reichsgründung im Jahre 1871 Deutschland seinen Außenhandel mächtig ausbaute und den für ein Wirtschaftsleben entscheidenden Übergang vom Agrar- zum Industrie-

und Handel verlangte stärkere Teilnahme Deutschlands am Weltverkehr als bisher, verlangte zwangsläufig damit Vergrößerung der Handelsflotte und Ausbau der bestehenden Hafenanlagen. Die Entwicklung wurde im Laufe der weiteren Jahrzehnte noch gefördert durch die wachsende Produktion der Werte erzeugenden Länder überhaupt, durch den steigenden Bedarf an Rohstoffen und Industrieerzeugnissen und die



Abb. 2. Anlagen der Hamburg-Amerika-Linie im Hamburger Hafen.

Links Kuhwärderhafen, Mitte Kaiser-Wilhelm-Hafen, rechts Ellerholzhafen. An den Kais stehen insgesamt 180 Demag-Krane.

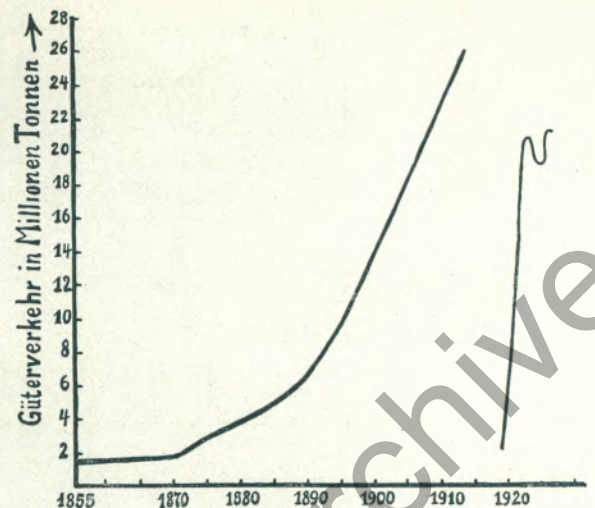
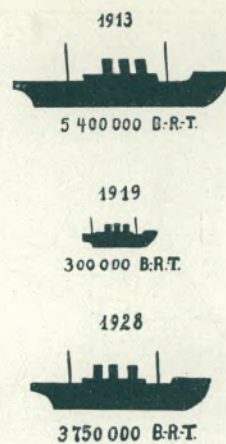
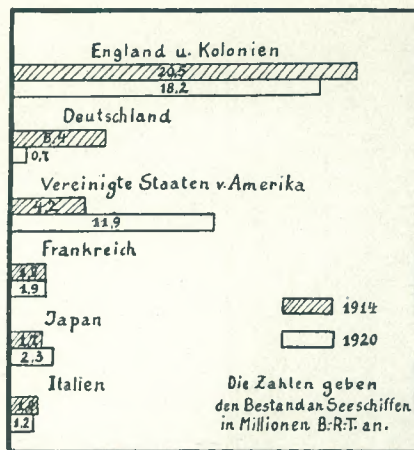


Abb. 3. Stärke der Handelsflotten der wichtigsten Länder vor und nach dem Weltkrieg.

Abb. 4. Deutschlands Handelsflotte vor und nach dem Kriege.

Abb. 5. Güterverkehr im Hamburger Hafen vom Jahre 1855 bis 1926.

Notwendigkeit der Nahrungsmittelfuhr in die Industrieländer. Alle diese Momente verlangten einen lebhaften Warenaustausch zu den verschiedenen Ländern und Erdteilen. In Deutschland hatte diese Verkehrsentwicklung vor dem Weltkrieg ihren Höhepunkt erreicht. Einen jähen Absturz brachten jedoch der Krieg und seine Folgen. Im Jahre 1919 war der seewärtige Güterverkehr Deutschlands auf 10 % des Standes von 1913 zurückgegangen! Auch die Handelsflotte war, hauptsächlich infolge der Ablieferung der größten und schönsten Schiffe, auf einen kleinen Bruchteil des Vorkriegsstandes herabgesunken (Abb. 3 bis 5). Zehnjährige Wiederaufbauarbeit hat sie jedoch heute wieder mit 3,8 Millionen Brutto-Register-Tonnen hinter England mit annähernd 20 Millionen B.-R.-T. und den Vereinigten Staaten mit 11 Millionen B.-R.-T. an die dritte Stelle gebracht, an der außerdem noch Japan mit annähernd der gleichen Tonnenzahl steht. Trotzdem haben wir erst 6 % des Weltseefrachtums gegenüber 12 % vor dem Kriege, wo wir an zweiter Stelle standen.

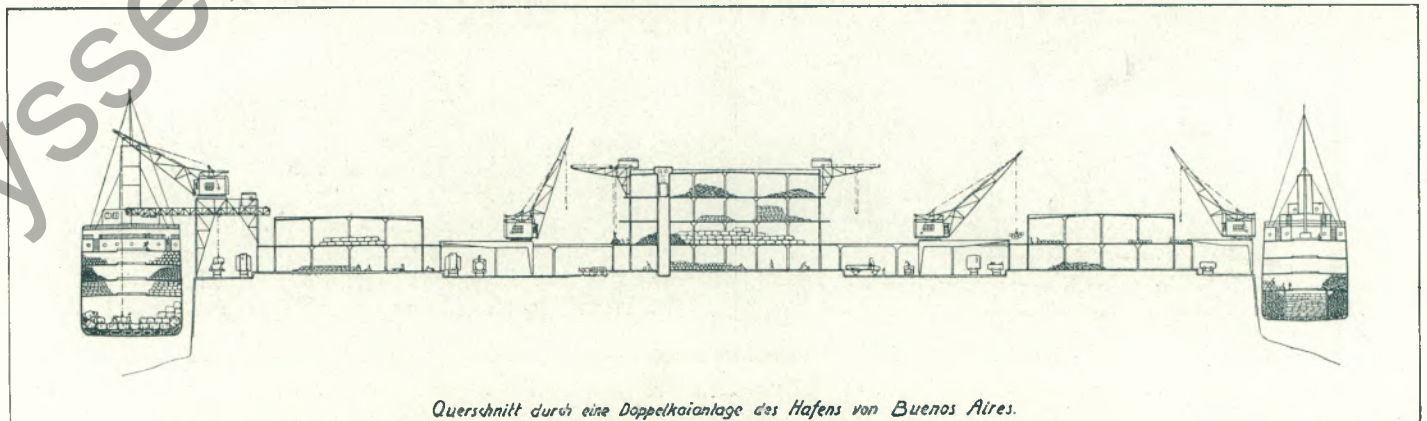
Abb. 5 gibt ein gutes Bild der Verkehrsentwicklung im Hafen von Hamburg, wo ungefähr 50 % des gesamten deutschen seewärtigen Warenverkehrs bewältigt werden. Man sieht, wie nach dem gewaltsamen Absturz durch den Weltkrieg die Kurve schnell wieder steigt, um im Jahre 1926 den Vorkriegsstand fast wieder zu erreichen.

Im Weltverkehr ist als Folge der wirtschaftlichen Strukturwandlungen in Europa und Übersee nach dem Weltkrieg eine Neuorientierung zu beobachten, die sich jedoch lediglich auf die Wiedergewinnung alter und das Auffuchen neuer Versorgungs- und Absatzgebiete beschränkt. Im wesentlichen sind die Gesamtverkehrszahlen der großen Welthäfen heute

wieder die gleichen wie kurz vor dem Kriege. Die sechs größten Häfen der Welt sind in folgender Reihenfolge zu nennen: Newyork, Hongkong, Antwerpen, Hamburg, London, Liverpool. Wie groß der Verkehr ist, den ein solcher Hafen zu bewältigen hat, zeigen die folgenden Zahlen. Im Jahre 1926 wurden im Hamburger Hafen 31 800 aus- und einlaufende Seeschiffe (also arbeitstäglich im Durchschnitt über 100) gezählt mit 31,5 Millionen Netto-Register-Tonnen. Zum Umschlag der riesigen Menge Handelsware aller Art dienen 2000 Hebezeuge, und die Länge der im Hafen verlegten Eisenbahngleise beträgt 370 Kilometer.

Die Erweiterung der Hafenanlagen und die Vervollkommenung ihrer Einrichtungen müssen naturgemäß mit dem ständig anwachsenden Warenaustausch Schritt halten; denn wenn ein Hafen möglichst viel Verkehr an sich ziehen will, so muß er, um mit den Nachbarhäfen konkurrenzfähig zu bleiben, diese übertreffen oder ihnen zum mindesten gleichkommen in der Vollkommenheit der Betriebseinrichtungen. Eine Hafenanlage muß so ausgerüstet sein, daß sie in der Lage ist, die Schiffe in kürzester Zeit zu entladen und wieder zu beladen; denn das in den Schiffen angelegte große Kapital kann nur verzinst und getilgt werden, wenn ihr Aufenthalt in den Häfen möglichst abgekürzt wird, so daß sie ihrem eigentlichen Zweck, dem Befördern von Gütern, weitestgehend nachkommen können.

Im Güterumschlag lassen sich hauptsächlich zwei große Gebiete unterscheiden: der Umschlag von Massengut, wie Kohle, Erz, Kies, Steine, und der Umschlag von Stückgütern, wie Kisten, Ballen, Fässer, Säcke und unverpackte Einzelgüter jeder Art. Dem Massengutumschlag dienen hauptsächlich Greiferrkrane und Verladebrücken, die große unbe-



Querschnitt durch eine Doppelkrananlage des Hafens von Buenos Aires.



Abb. 7. Raibetrieb im 16. Jahrhundert.

Raidrehkran mit Antrieb durch Treträder, die im Innern des Turmes untergebracht sind.

deckte Lagerplätze überspannen, oder zum ausschließlichen Umschlag von Eisenbahnwagen in Schiffe feststehende oder fahrbare Waggonkipperanlagen.

Der Stückgutumschlag, von dem hauptsächlich die Rede sein soll, verlangt dagegen außer einer großen Anzahl Raikrane hinreichend große Raishuppen und Lagerhäuser mit weiteren Fördergeräten, wie Krane, Aufzüge, fahrbare Elektrozüge, Hand- oder Elektrokarren, Sackrutschen und dergleichen. Denn im Gegensatz zu den Massengütern, die keiner Sortierung bedürfen und auch meistens im Freien gelagert werden können, müssen die Stückgüter vor dem Weitertransport nach Arten und Bestimmungsort geordnet und eventuell noch längere Zeit eingelagert werden. Diese Sortierung und Lagerung kann nicht im Freien vor sich gehen, sondern erfordert ausgedehnte Raishuppen und Lagerhäuser.

Die Abb. 2, 6, 9 und 10 zeigen drei verschiedene Raianlagen, bei denen sich der Güterverkehr in der geschilderten Weise abspielt. Bei der Neuanlage des Hafens von Buenos Aires (Abb. 6 und 9) sind die Raishuppen, wie in den meisten überseeischen Häfen, zweigeschossig ausgeführt.



Abb. 8. Kranbetrieb im 20. Jahrhundert.
Wipkran von 13 t Tragfähigkeit bei 17 m größter und 6 m kleinster Ausladung.

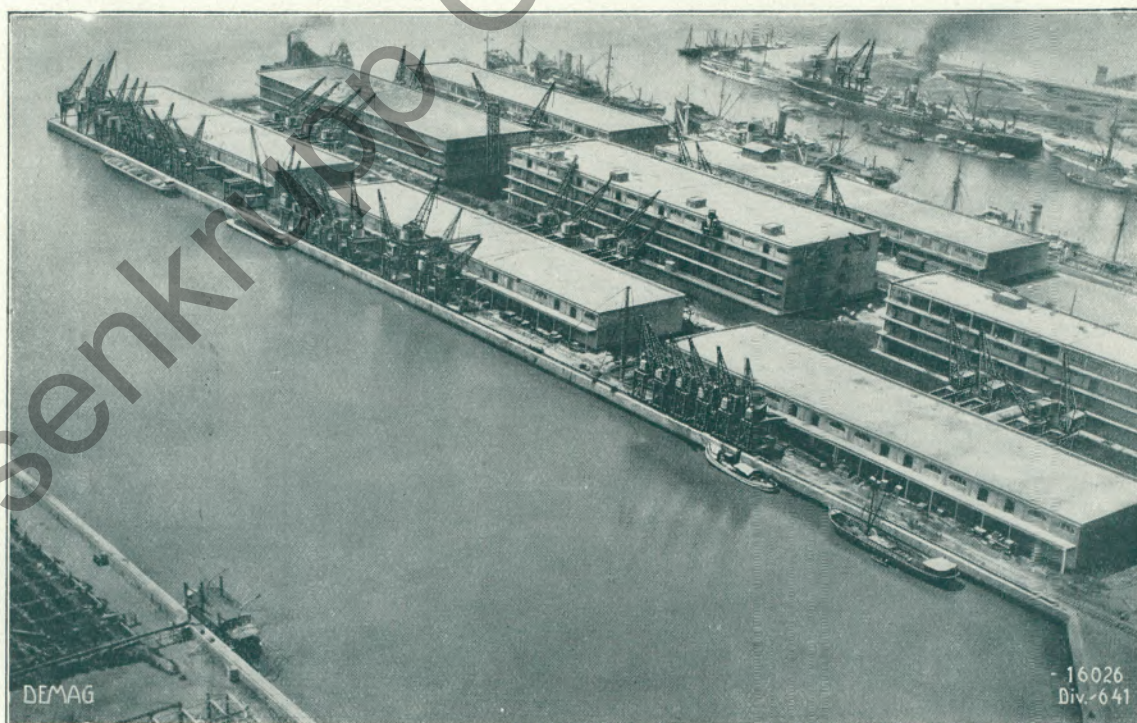


Abb. 9. Die neuen Hafenanlagen in Buenos Aires.

Links und rechts liegen die einstöckigen Raishuppen für die eingehenden und auslaufenden Güter, dazwischen die vierstöckigen Lagerhäuser.
Vgl. auch den nebenstehenden Querschnitt.

Das untere Geschöß dient dem Durchgangsverkehr für die landaus gehende, das obere für die einkommende Ware. Die Schiffe bleiben also beim Entladen und Beladen am gleichen Kai liegen. In vielen europäischen Häfen dagegen, vor allem in Bremen (Abb. 10) und in Hamburg (Abb. 2), sind eingeschossige Schuppen die Regel. In den Hafenanlagen der Hamburg-Amerika-Linie in Hamburg sind die Belade- und Entladekais räumlich voneinander getrennt. Das entladene Schiff muß also zur Aufnahme der neuen Ladung an einen anderen Kai geschleppt werden. In manchen Häfen ist es auch möglich, die einlaufenden Seeschiffe statt am Kai mitten im Hafenbecken an gespreizten Pfahlwerken, den sogenannten Dückdalben, abzufertigen. Diese Art des Umschlages ist billiger

men und verwendet in steigendem Maße die sogenannten Wippkrane, bei denen sich die Ausladung leicht und schnell unter Last verändern läßt. Sie zeichnen sich gegenüber anderen Kranen durch leichte und vielseitige Beweglichkeit aus und können Hindernissen, wie Masten und Schiffsaufbauten, schnell ausweichen; außerdem können sie ohne gegenseitige Behinderung dicht nebeneinander aufgestellt werden, so daß eine größere Anzahl Krane gleichzeitig an einem Schiff arbeiten kann. Dies bedeutet eine Verringerung der Schiffs-liegezeiten und damit Erhöhung der Wirtschaftlichkeit im Güterverkehr.

Die Abb. 8 zeigt einen besonders interessanten Wippkran, bei dem der Ausleger aus drei Hebeln zusammengesetzt



Abb. 10. Neue Kaianlagen in Bremen
mit einstöckigen Raishuppen und vierstöckigen Lagerhäusern.

und vorwiegend für Massengut geeignet, das, ohne einer Sortierung oder Lagerung zu bedürfen, aus Seeschiffen direkt in Flugfähne oder umgekehrt umgeschlagen werden kann. Als Fördermittel werden hierbei meistens schwimmende Hebezeuge verwendet.

Von großer Wichtigkeit für eine schnelle Abwicklung des Güterumschlages ist die Ausbildung der Raikrane. Nachdem man sich jahrhundertlang mit Kranen beholfen hatte, die durch Menschenkraft betrieben wurden (Abb. 1 und 7) und kleinere Lasten auf dem Rücken zwischen Schiff und Ufer hin und her trug, wurden in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts die hydraulischen und die dampfbetriebenen Krane eingeführt. Jedoch auch der Dampf- und Druckwasserantrieb wurde bald durch die Elektrizität verdrängt, so daß heute der elektrisch betriebene Raikran das Feld beherrscht.

In den letzten Jahren ist man bei Neuanlagen immer mehr von der Bauart mit feststehendem Ausleger abgekomen

ist und daher derart beweglich ist, daß die Schnabelrolle und damit auch die Last von größter bis zu kleinster Ausladung wagerecht geführt werden kann. Beim Beladen oder Löschen eines Schiffes schiebt sich der Ausleger — einem Riesenarm gleich — zwischen die Schiffsaufbauten und unter die Antennen hinein und befördert die Last nur durch Dreh- und Wippbewegung an den Bestimmungsort, oder er holt sie — sich nach rückwärts zusammenklappend — unbehindert aus dem Gewirr der Schiffsaufbauten und der Takelage heraus.

Diese Ausführungen erschöpfen natürlich bei weitem nicht das außerordentlich große Gebiet des Güterverkehrs in den Seehäfen. Sie sollten auch nur ein kleines Bild geben von den Aufgaben dieser unentbehrlichen Knotenpunkte in dem weltumspannenden Netz der Schiffsverkehrslinien, das uns zu dem Anspruch berechtigt: Die Meere trennen nicht mehr, sondern verbinden die Länder.



Als die Sternkundigen um die Jahrhundertwende herum dem anbrechenden neuen Säkulum das Horoskop stellten, da ahnte keiner von ihnen, daß der Täufling so bald schon ihre kühnsten Prophezeiungen weit übertreffen würde. Die Denkfähigkeit eines Luftschiffes und die Flugfähigkeit einer Schwere-als-Luft-Maschine, damals von allen Fachleuten als Hirngespinnste belächelt, sind inzwischen zu den großen Selbstverständlichkeiten unseres Lebens geworden. Die Chemiker eroberten auf friedlichste Weise ganze Kornprovinzen, indem sie den Stickstoff aus der Luft holten und damit den Ertrag des Ackerbodens bedeutend vermehrten. Im Laboratorium erschlossen Bergius, Fischer und Tropsch neue Ölquellen, indem sie die Moleküle der Braunkohle zerlegten und damit das aus deutschem Boden spärlich fließende Erdöl ersetzten. Das Erfinderdreigestirn Engel, Vogt und Masolle lehrte den Film das Sprechen. Schüftan zauberte mit Hilfe eines Spiegels die gigantischsten Bauten aus metergroßen Modellen, damit der Filmindustrie alljährlich Millionenausgaben ersparend.

Die Physiker unserer Tage sind mit Eifer am Werk, den kleinsten Baustein des Universums, das Atom, zu zertrümmern, um die ihm innewohnende ungeheuerliche Energiemenge dem Menschen dienstbar zu machen. Aus den Fichtenzämmen der Wälder zaubert der Chemiker die kunstseidenen Kleiderchen und Strümpfe unserer lieben Frauen. Die Mediziner fanden neue Mittel gegen die Würger der Menschheit, damit das Durchschnittsalter des Herrn der Schöpfung um weitere Jahre erhöhend. Im Raffernkral des Urwaldes und im Bungalow der Dschungel sitzen Schwarze und Gelbe hinter dem Lautsprecher, der Musik des weißen Mannes laufend. Das Ohr hat jegliche Erdentfernung restlos überwunden. Mit Hochdruck arbeiten die Physiker an der Lösung des Fernsehproblems, um die Erde auch unserem Gesicht zu unterwerfen . . .

Zeitigte unser Jahrhundert schon in den ersten drei Jahrzehnten so erstaunliche Dinge, wie mag sich da wohl das Weltbild für unsere Nachkommen darbieten, wenn sie im Jahre 2000 die Taten ihrer Väter mustern?

Kein Zweifel, das Zeitalter der Kohle ist alsdann vorüber. Die Kohle wandert nicht mehr wie zur Zeit des Weltkrieges. Auch die darauf einsetzende Wanderung der Industrie zur Kohle ist zum Stillstand gekommen, da die Kohle überhaupt nicht mehr zu Kraftgewinnungszwecken in der früheren barbarischen Weise verbrannt wird. Nur der Chemiker geht diesem kostbaren Rohstoff mit dem ganzen Rüstzeug der Wissenschaft zu Leibe, um aus ihm die mannigfaltigen medizinischen Präparate und die herrlichen Farbstoffe zu gewinnen, die Allmutter Sonne in unordentlichen Zeiten für uns Menschen in den Steinkohlenwäldern aufspeicherte. Die sonstige Industrie aber, wie die gesamte Wirtschaft der Völker und des einzelnen, steht im Zeichen der drahtlosen Kraftübertragung. Seit es im Jahre 1928 erstmalig im Laboratorium gelang, einen Eierkuchen mit drahtlos übertragener elektrischer Kraft in ein Meter Abstand von der Sendestelle zu backen, ist der Bereich der elektrischen Kraft-

welle von Jahr zu Jahr gesteigert worden. Kein noch so abgelegenes Haus, dessen Bewohner nicht Licht und Wärme sowie die Kraft zum Antrieb der mancherlei arbeitssparenden Haushaltsmaschinen von den gewaltigen drahtlosen Kraftstationen erhielten.

Und die elektrische Energie selbst wird nicht mehr durch Dieselmotoren, die das teure Brennöl verarbeiten, auch nicht mehr durch Dampfmaschinen und Dampfturbinen, die früher die Kohlen in unwirtschaftlichster Weise vergeudeten, erzeugt. Auch die mechanische Energie fallenden Wassers, früher an Dugenden von Talsperren ausgenutzt, kommt für die Elektrizitätserzeugung der wenigen drahtlosen Großkraftstationen nicht mehr in Frage. Als einzige Kraftquelle dient auf dem ganzen Erdball nur noch das Wasser. Ja, Wasser als Betriebsstoff! Das durch Zuhilfenahme eines geradezu erstaunlich wirksamen Katalysators in seine Grundstoffe Wasserstoff und Sauerstoff zerlegte nasse Element ist die Weltkraft geworden, die alle elektrischen Generatoren der Erde antreibt. Und die Verbrennungswärme der beiden Gase des Wassers wird nicht in der früher üblichen umständlichen Weise erst zur Erzeugung von Dampf benutzt, der, in Turbinen in mechanische Energie umgewandelt, die riesigen Dynamos antreibt, sondern die Umsetzung der Wärme unmittelbar in Elektrizität geschieht mit Hilfe der thermomagnetischen Generatoren. Diese Kraftmaschine stellt die eleganteste Lösung eines technischen Problems dar, die den Menschen bisher gelang. In scharfsinniger Weise nutzt der thermomagnetische Generator den Umstand aus, daß die magnetische Leitfähigkeit von Eisen und anderen magnetischen Stoffen mit zunehmender Temperatur abnimmt. Durch dauernd wiederholtes Erwärmen und Abkühlen der besonders temperaturempfindlichen Stelle eines geschlossenen Eisenkerns wird in einer um den Eisenkern befindlichen Drahtspule jedesmal ein Stromstoß erzeugt. Die Wärme wird hierbei also unmittelbar in Elektrizität gewandelt. So einfach dieser Gedanke auf den ersten Blick erscheint, so ungeheuer türmten sich der praktischen Durchführung dieser genialen Idee die Schwierigkeiten entgegen. Im Jahre 2000 sind alle Schwierigkeiten völlig überwunden. In den an Flüssen oder Seen errichteten Landeskraftzentralen wird der nach menschlichem Ermessen unerschöpfliche Betriebsstoff Wasser in seine Gase zerlegt. Die bei der Verbrennung beider Gase entstehende Wärme wird in thermomagnetischen Generatoren unmittelbar in Elektrizität verwandelt und der Strom alsdann drahtlos über das Land gestrahlt. Die bereits erwähnte Erfindung eines deutschen Physikers sorgt bei dieser Art der Energieverteilung dafür, daß sich der Strom nicht nutzlos im Raum verliert. Zwischen der drahtlosen Großkraftsendestelle und jedem Rundkraftempfänger bildet sich nämlich im Augenblick des Einschaltens der Empfangsapparatur ein Stromkreis, eine unsichtbare Leitung gewissermaßen, die den Strom ohne Verlust dem Empfänger zuleitet. Die Antenne der Sendestelle strahlt nur so viel Strom in den Raum, als ihr von den Empfängern abgenommen wird.

So wirtschaftlich diese neue Art der Energiegewinnung und -verteilung für alle ortsfesten Betriebe ist, so unvergleichlich, ja geradezu triumphal gestaltet sich dieser Vorgang für alle ortsveränderlichen Kraftverbraucher. Die stinkenden Benzinkutschen, die noch in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts die Straßen verpesteten, bilden in Museen und bei Karnevalsumzügen immer wieder Heiterkeit erregende Attraktionen aus einer technisch noch etwas in den Kinderschuhen steckenden Zeit. Eisenbahn, Straßenbahn und Kraftwagen beziehen ihren Strom genau so drahtlos wie die abgelegenste Almhütte. Der Ozeanriesen von 100000 Tonnen wie das kleinste Fischereifahrzeug befahren die Meere ohne jede eigene Kraftquelle. Der Nähmaschinenmotor der fleißigen Näherin wie die vieltausendpferdigen Antriebsmotoren der Ozeanflugzeuge und Luftschiffe: sie alle erhalten ihren Strom drahtlos von den Landeskraftzentralen. In der Stratosphäre saufen die völlig luftdicht geschlossenen Flugzeuge mit 1000 km Stundengeschwindigkeit dahin, den Flug über den Ozean zu einem Wochenendausflug für wohlhabende Leute gestaltend. Drahtloser Fernsprecher und Fernseher begleiten den Luftreisenden auch in die Stratosphäre, so daß er jederzeit die Lieben daheim anrufen und sie dabei sehen kann.

Mit der Erfindung des drahtlosen Fernfühlers und Fernschmeckers ist der Typ der munteren Geschäftsreisenden zum Aussterben verurteilt. Maschinen und Textilien, Lebensmittel, Weine, Rauchwaren usw., die früher von dem Reisenden feilgeboten wurden, werden jederzeit vom Erzeuger dem Verbraucher bzw. Händler unmittelbar drahtlos angeboten. Fernsprecher, Fernseher, Fernfühler und Fernschmecker ermöglichen dabei die Prüfung der angebotenen Waren fast nach jeder Richtung hin. Nach Lösung des Problems des Fernriechers, dessen Verwirklichung dicht bevorsteht, hat der Mensch jede Erdentfernung restlos überwunden. Dann kann er alle fünf Sinne drahtlos in die Ferne schweifen lassen. Der Hamburger Kaffee-großhändler wird sich dann die neue brasilianische Kaffee-Ernte von seinem Geschäftsfreund in Rio de Janeiro vorführen lassen, die Größe der Bohnen beurteilen, das Aroma der gebrannten Bohnen mit witternder Nase einsaugen und den Geschmack der drahtlos servierten Kostprobe mit prüfender Zunge analysieren.

So groß auch die Fülle der neuen technischen Erfindungen

und Fortschritte sein wird, auf die unsere Nachkommen im Jahre 2000 zurückblicken können: noch viel zahlreicher werden die Aufgaben sein, die zu bewältigen der Zukunft vorbehalten blieb.

Die Raumschiffahrt zwischen den Gestirnen, seit den Versuchen mit dem ersten Raketenfahrzeug mit eiserner Zähigkeit und unter Aufwand ungeheurer Summen wieder und immer wieder versucht, muß auch im Jahre 2000 als ungelöstes Problem betrachtet werden. Jeder neue Versuch zeitigte auf neue die bittere Erkenntnis, daß kein irdischer Betriebsstoff so viel Energie entfaltet, um die kühnen Piloten, von denen Hunderte ihr Leben in die Schanze schlugen, aus dem Schwerefeld der Erde zu entführen. Die drahtlose Zuführung der Energie stellte sich schon in etwa 50 km Höhe über dem Erdboden als unmöglich heraus, da die drahtlosen Kraftwellen an der Erde haften und nur bis zu gewisser Höhe in die Stratosphäre dringen.

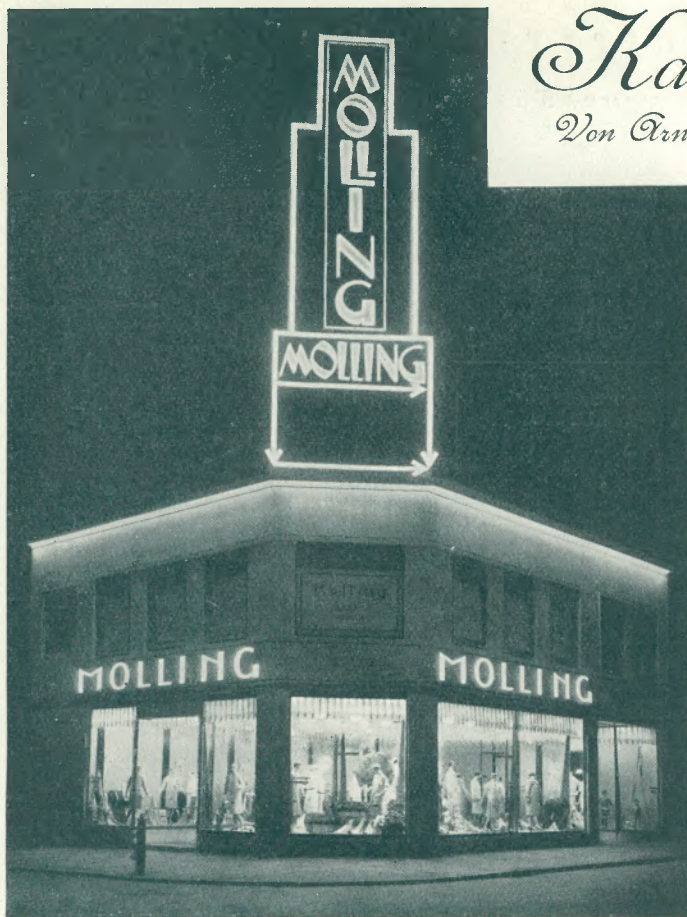
Wohl gelang den Physikern die Zertrümmerung des Atoms, so daß es nunmehr möglich ist, die Elemente nach Belieben künstlich herzustellen und aus unedlen Metallen edle herzustellen. Für die Wirtschaft haben freilich diese neuen Ergebnisse der Forschung nur einen mittelbaren Gewinn. Die künstliche Erzeugung der Stoffe kommt der hohen Gesteungskosten wegen für die Industrie nicht in Frage. Die Hoffnung, die Energie des zertrümmerten Atoms dem Menschen dienstbar zu machen, hat sich nicht erfüllt. Der Energieaufwand, der zur Zerlegung des Atoms erforderlich ist, fällt größer aus als die einfangbare Energiemenge dieses kosmischen Bausteines. Das durch Elektronen angetriebene Raumschiff, von Hans Dominik in dem phantastischen Roman „Das Erbe der Uraniden“ sehr anschaulich geschildert, ließ sich deshalb nicht verwirklichen. So blieb den kühnen Pionieren der Raumschiffahrt nur die Mitnahme der stärksten irdischen Betriebsstoffe übrig. Und diese waren bei allen Vorstößen in den Weltraum stets früher verbraucht, ehe die Raketen dem Bannkreis der Erde entflohen waren.

Mehr und mehr neigt sich deshalb ums Jahr 2000 herum das Urteil aller einsichtigen Leute der Erkenntnis zu, daß die Raumschiffahrt für immer ein unerfüllbarer Traum der Bewohner des gesamten Weltalls bleiben wird.

Ernst Trebesius.

Technische Gedenktage.

2. 3. 1792 erhielt John Wilkinson das englische Patent Nr. 1857 auf ein Walzwerk mit Schwingbewegung.
2. 3. 1848 wurde in Boston der bedeutende amerikanische Metallurge Henry Marion Howe geboren.
3. 3. 1847 erblickte Graham Bell, einer der Pioniere des Telephons, das Licht der Welt.
4. 3. 1768 Geburtstag von August Friedrich Wilhelm Holzhäusen, der den Dampfmaschinenbau in Oberschlesien wesentlich förderte.
4. 3. 1790 wurde in Mülheim a. d. Ruhr Matthias Stinnes, der Begründer des Hauses Stinnes, geboren.
4. 3. 1890 wurde in Gegenwart des Prinzen von Wales die große Stahlbrücke über den Girth of Forth eingeweiht.
5. 3. 1827 starb der berühmte Physiker Graf Alessandro Volta, der Erfinder der Voltaschen Säule.
5. 3. 1856 Todestag von Johann Nepomuk Fuchs, der das Wasserglas erfand.
5. 3. 1865 wurde zu Halberstadt Hermann Passow, ein erfolgreicher Vorkämpfer für die Herstellung von Zement aus Hochofenschlacke, geboren.
7. 3. 1838 erblickte in Jalapa (Mexiko) Dr. Carl Otto das Licht der Welt. Er begründete anfangs der siebziger Jahre eine Fabrik für die Herstellung feuerfester Steine, die sich bald mit dem Bau von Koksöfen beschäftigte. Gerade auf diesem Gebiete hat Dr. Otto bahnbrechend gewirkt.
13. 3. 1719 starb Johann Friedrich Böttger, der Erfinder des Porzellans.
13. 3. 1821 wurde Hermann Gruson, der Gründer des Grusonwerkes, das jetzt zur Firma Fried. Krupp A.-G. gehört, geboren. Gruson hat große Verdienste um die Herstellung und Verwendung des Hartgusses.
15. 3. 1898 starb Sir Henry Bessemer, der Erfinder des Windfrischverfahrens zur Stahlherstellung.
15. 3. 1910 Todestag von Hans J. Landolet, eines der Mitbegründer der physikalischen Chemie.
16. 3. 1787 erblickte Georg Simon Ohm das Licht der Welt. Von ihm stammt das „Ohmsche Gesetz“, das die Zusammenhänge zwischen Spannung, Stromstärke und Leitungswiderstand behandelt.
17. 3. 1908 erhielt F. G. Cottrell das erste deutsche Patent auf sein Verfahren zur Gasreinigung mittels Elektrizität.
18. 3. 1890 starb Georg Halske, der Mitbegründer der Firma Siemens & Halske.
20. 3. 1878 Todestag von Robert von Mayer, der das Gesetz von der Erhaltung der Kraft aufstellte.
21. 3. 1853 erhielt Alfred Krupp ein preussisches Patent auf die von ihm erstmalig hergestellten nahtlosen Radreifen.
23. 3. 1817 wurde John Perry, der große englische Metallurge, geboren. Sein „Handbuch der Hüttenkunde“ ist auch ins Deutsche übersetzt worden.
30. 3. 1825 veröffentlichte Fritz Harkort in der Zeitschrift „Hermann“ seinen Aufruf über den Bau von Eisenbahnen.
31. 3. 1811 erblickte Robert Bunsen das Licht der Welt. Er war ein namhafter Chemiker und Physiker und erfand mit Kirchhoff zusammen die Spektralanalyse.



Kaltes Licht.

Von Arno Wrede, Hannover.

Aus diesem Grunde wird die Bedeutung der sich immer mehr einbürgernden Verwendung sogenannten „kalten Lichtes“ oder „Röhrenlicht“ häufig nicht genügend gewürdigt. Man übersieht vielfach, daß mit der Einführung dieses Beleuchtungssystems eine gänzlich neue, bisher nur in der Theorie bekannte Art der Lichterzeugung möglich geworden ist, bei der die aufgewandte Energie zum größten Teil in Lichtenergie verwandelt wird, während die sonst unvermeidliche Wärmeentwicklung gänzlich in den Hintergrund tritt.

Man darf auch nicht übersehen, daß das Röhrenlicht sich erst im Anfangsstadium seiner Entwicklung befindet. Bieht man hingegen die Vorteile und die überaus günstigen Erfahrungen, die mit diesem Beleuchtungssystem bereits in so kurzer Zeit gemacht werden konnten, in Betracht, so läßt sich nicht abstreiten, daß auf diesem Wege noch unzählige Möglichkeiten verwirklicht werden können, und daß die bereits seit Jahrzehnten als ideal bezeichnete Lösung der Lichterzeugung, nämlich des sogenannten kalten Lichtes, im Begriffe steht, die an dieses System geknüpften Erwartungen glänzend zu rechtfertigen.

Um hierüber Klarheit zu gewinnen, ist es erforderlich, die Erzeugung und Verwendung des kalten Lichtes einer genaueren Prüfung zu unterziehen. Der dem Röhrenlicht zugrunde liegende Vorgang ist diejenige Art der Lichterscheinung, die bei elektrischen Entladungen in stark verdünnten Gasen auftritt und zuerst von Plücker und Geißler festgestellt wurde. Nach letzterem wurden die hierbei benutzten Röhren bekanntlich benannt. Es war damals bereits nach dem Geißlerschen Verfahren möglich, das sogenannte Lumineszenzleuchten oder das kalte Licht zu erzeugen, allerdings nur auf kurze Zeitpausen, da das Vakuum (der in der Röhre künstlich erzeugte luftverdünnte Raum) sich unter der Einwirkung des elektrischen Stromes nicht halten ließ. Im Jahre 1904 gelang es zum ersten Male Mac Farlan Moore durch die einfache und geniale Erfindung, in den Stromkreis einen Vakuumregler einzuschalten und somit den Geißlerschen Röhren zu praktischer Bedeutung zu verhelfen.

Die in den letzten Jahren nach dem genannten Prinzip hergestellten Röhrenlichtanlagen sind in drei Gruppen einzuteilen, die sowohl hinsichtlich der Leuchtwirkung als auch der Wirkungsweise gänzlich unterschiedliche Merkmale aufweisen, und zwar 1. künstliches Tageslicht (weiß), 2. künstliches Sonnenlicht (gelblich), 3. Leuchttröhen für Reklamezwecke (blau, rot).

Die erste Gruppe, die vorwiegend für technische Zwecke Verwendung findet, erzeugt ein Licht, welches dem diffusen Tageslicht vollkommen entspricht und infolgedessen die natürlichen Farben in keiner Weise verändert. Der hiermit zu erreichende Helligkeitsgrad ist ungewöhnlich groß und würde, wenn er von Glühlampen herrührte, für das menschliche Auge kaum erträglich sein, weil die zu scharf leuchtenden Zentren dieser Lichtquellen die Netzhaut zu stark angreifen. Durch die Flächenausbreitung der Röhrenlichtquelle wird aber jede Blendung unmöglich gemacht und außerdem jede störende Schattenbildung vermieden. Das künstliche Sonnenlicht findet hauptsächlich als vornehme Innenbeleuchtung größerer Räume Verwendung, z. B. für Gesellschaftsräume, Verkaufsräume und dergleichen. Da plötzliche Spannungsschwankungen im Netz keine Zuckungen des Röhrenlichtes veranlassen, ist auch eine Verwendung desselben in Konforen, Bibliotheksräumen und Lesesälen durchaus angängig. Eine weitere Anwendung des Röhrenlichtes ist diejenige als Lichtreklame, bei der es auf die Erzielung kunstvoller und auffallender Farbwirkungen ankommt.

Angesichts der Leichtigkeit, mit der heutzutage Lichtquellen großen Ausmaßes erzeugt werden können, findet man vielfach die Auffassung vertreten, daß unsere Beleuchtungstechnik gewissermaßen den Höhepunkt ihrer Entwicklung erreicht habe, da die jetzt vorhandenen intensiven Helligkeitsgrade alle früher gebräuchlichen Beleuchtungssysteme buchstäblich in den Schatten stellen. Es ist aber durchaus verfehlt, lediglich die Lichtstärke unserer Lampen als Maßstab zu nehmen und auf diese Weise die gemachten Fortschritte zu überschätzen. Betrachtet man nämlich die Lichtausbeute im Verhältnis zur Energieaufwendung, so kommt man zu wesentlich anderen Ergebnissen.

Selbst die heute durchweg gebräuchliche Art der Lichterzeugung durch elektrischen Strom mittels Glühlampen fußt noch auf dem gleichen Prinzip wie alle sonstigen seit Jahrtausenden üblichen Beleuchtungssysteme, nämlich dem der Temperaturstrahlung. Der zugeführte Strom wird lediglich dazu benutzt, den Glühfaden der Lampe auf eine hohe Temperatur zu bringen. Deshalb sind die vom Glühfaden ausgesandten Strahlen in der Hauptsache unsichtbare Wärmestraahlen, nur ein geringer Bruchteil besteht aus Strahlen solcher Wellenlänge, daß wir diese als Licht empfinden. Die Lichterzeugung in der Glühlampe ist daher nur eine Begleiterscheinung der gleichzeitig auftretenden Wärmeentwicklung, welche letztere naturgemäß eine weitaus größere Energieaufwendung erforderlich macht, als wenn nur sichtbare Strahlen erzeugt würden. In diesem Punkte ist daher die moderne Glühlampe ihren Vorgängern, wie dem Kienspan, der Fackel, dem Herdscheit und der Petroleumlampe um kein Jota voraus. Ihre Vorteile bestehen lediglich in dem Fortfall der offenen Flamme, in der räumlichen Trennung der Erzeugung und des Verbrauchs der erforderlichen Energie und in der einfachen und betriebsicheren Bedienung. Aber im Prinzip sind Kienspan und Glühlampe zwei durchaus wesensverwandte Lichtquellen, weil sie beide auf Temperaturstrahlung beruhen.

Vom technischen Unterrichtswesen.

Von Ingenieur Peter Frenzen, Nürnberg.

Allgemeine Schulfragen sind in der Tagespresse oft und eingehend behandelt worden. Bei der überragenden Bedeutung, die Technik und Wirtschaft für unseren von der Industrie nur allzusehr abhängigen Staat haben, mag es wohl angebracht sein, in weiteren Kreisen auch für das technische Unterrichtswesen Interesse zu erwecken, zumal leider bei uns in Deutschland merkwürdigerweise die technisch-wissenschaftliche Geistesbildung noch nicht die Gleichberechtigung neben jeder anderen gefunden hat. Von der Anerkennung der technischen Wissenschaft hängen aber die Zukunft und die Entwicklung der deutschen Technik ab, die sich nur bei voller Gleichberechtigung auswirken kann zu Nutz und Frommen der Allgemeinheit. Da viele Kreise wenig oder gar nichts über das Ausbildungswesen der technischen Berufsstände wissen, sei kurz ein Überblick über die Gliederung dieser Schulen gegeben, um daran einige Ausführungen über Reformbestrebungen und -notwendigkeiten anzuschließen.

Die technischen Unterrichtsanstalten zerfallen in drei große Gruppen: technische Hochschulen, technische Mittelschulen und Fach- und Gewerbeschulen.

Die technische Hochschule dient der Heranbildung von Forschern und Wissenschaftlern, zum überwiegenden Teil allerdings auch von Ingenieuren des praktischen Lebens (Konstruktoren, Betriebsleiter, Volkswirtschaftler). Sie ist gleichzeitig die Forschungsstätte für unsere Wissenschaftler, die hier in aller Stille eine Arbeit leisten, deren Größe nur in Fachkreisen die richtige Würdigung findet und finden kann. Die Wahl der Unterrichtsfächer ist ebenso wie an der Universität in das Ermessen des Studierenden gestellt; auch hier herrscht „akademische Freiheit“. Voraussetzung für das Studium ist selbstverständlich das Reifezeugnis einer neunstufigen höheren Schule.

Zu bemerken wäre hier, daß in anderen Staaten, beispielsweise in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, die technischen Wissenschaften gemeinsam mit den übrigen an den Universitäten gelehrt werden, diese Anstalten also mehr als bei uns den Namen „Universität“ (d. h. Lehrstätte der gesamten Wissenschaften) verdienen. Diese Zusammenfassung hat sicher viele Vorteile, zumal es unter diesen Umständen den Studierenden möglich wäre, mehr als bisher Vorlesungen anderer Gebiete zu hören. Prof. Matschoß (Chefredakteur des Vereins deutscher Ingenieure und bekannter Schriftsteller auf technischem Gebiete) berichtet, daß in Amerika Studenten aller schöngeistigen Richtungen Vorlesungen der technischen Fakultäten besuchen, nur um sich auf diesem Gebiete die zur allgemeinen Bildung rechnenden Kenntnisse anzueignen.

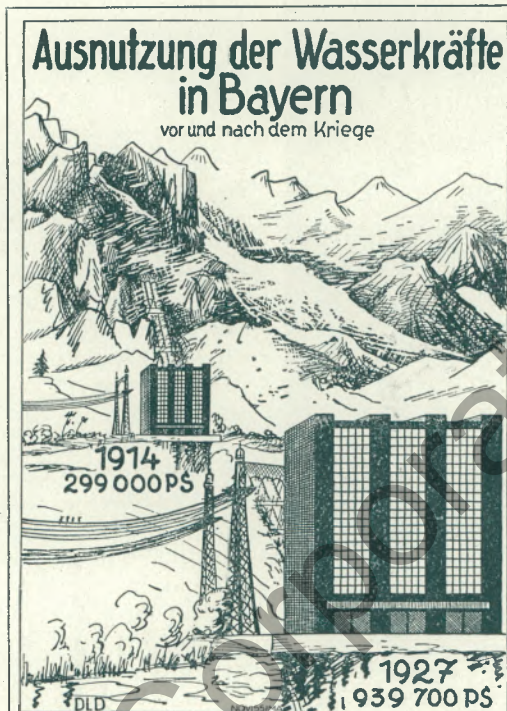
Auch in Deutschland sind Bestrebungen zur Vereinigung der Universität und Hochschule am Werke, doch sind führende Persönlichkeiten der Ansicht, daß es fruchtbringender sein wird, jetzt, wo diese Trennung einmal vorhanden ist, die technischen Hochschulen auszubauen zu „Universitäten der Technik und Wirtschaft“, wobei mehr als bisher Lehrstühle der allgemeinen Wissenschaften einzurichten sind. Man denkt dabei an die Zusammenfassung aller Gebiete, die mit der Technik und Wirtschaft in irgendeinem Zusammenhang stehen: Ingenieurwesen, Volkswirtschaft, Berg- und Hüttenwesen, Architektur, Baukunst, Handel, Land- und Forstwirtschaft, Kunstgewerbe, vielleicht sogar Gebiete der bildenden Künste.

Die technischen Mittelschulen (staatliche höhere Maschinenbauschule und andere ähnliche Fachschulen, dazu einige staatlich anerkannte private Anstalten) dienen lediglich dem Zweckstudium und bilden Ingenieure für Industrie, Staatsbetriebe und Gewerbe heran. Der Unterricht ist hier im Gegensatz zu den Hochschulen seminaristisch und umfaßt zumeist nur fünf Semester. Obersekundareife oder eine gleichwertige Vorbildung ist Aufnahmebedingung. Das Reifezeugnis dieser technischen Mittelschulen berechtigt nach Ablegung einer Zusatzprüfung in allgemeinen bildenden Fächern zum Hochschulstudium. Diese technischen Mittelschulen stellen große Anforderungen an die Studierenden in bezug auf Fleiß und Begabung und haben sich damit mit Recht die Anerkennung unserer Wirtschaftskreise erworben. Selbst im Ausland schenkt man diesen Anstalten große Beachtung.

Die Fach- und Gewerbeschulen (Fachschulen, Fortbildungsschulen, Werkschulen) endlich dienen der Ausbildung von Meistern, Technikern usw., der Fortbildung der Fach-

arbeiter und Handwerker und vor allem der Lehrlings-erziehung. Auf diesem letzten Gebiete ist in den letzten Jahren von der Privatindustrie Hervorragendes geleistet, und in den Tageszeitungen ist oft eingehend zu dieser Frage berichtet worden.

Gerade führende Wirtschaftskreise sind der Überzeugung, daß die Qualität des technischen Unterrichtswesens für die gesunde Weiterentwicklung der Technik im allgemeinen und für den Wiederaufbau der deutschen Wirtschaft im besonderen eine ausschlaggebende Rolle spielt, und sind mit wichtigen Vorschlägen an der Reform auf dem Gebiete technischer Erziehungsfragen, die die Leistungsfähigkeit des technischen Nachwuchses noch mehr steigern soll, beteiligt. Anregungen zu dieser Umgestaltung, die sich besonders auf die Frage der Verbindung von Theorie und Praxis beim Studium der technischen Wissenschaften bezieht, sind in nicht geringem Maße auch im Auslande, besonders in den Staaten von



In Bayern, das von den deutschen Ländern über die meisten Wasserkräfte verfügt, ist die Großkraftversorgung im „Bayernwerk“ zusammengefaßt, das die Elektrizität in den beiden Wasserkraftanlagen Walsenseewerk und Mittlere Isar erzeugt. Den Aufschwung, den die Erschließung der Wasserkräfte in Bayern seit 1914 genommen hat, kennzeichnen die Ergebnisse einer Erhebung des bayerischen Statistischen Landesamtes, nach denen die Ausbauleistungen der bayerischen Wasserkraftanlagen von 299 000 PS. im Jahre 1914 auf 939 700 PS. im Jahre 1927 gestiegen ist. Dabei ist bisher schätzungsweise nur ein Drittel der ausbaufähigen Wasserkräfte Bayerns ausgenutzt.

Nordamerika, gesammelt worden. Das äußerst vielseitige und in mancher Beziehung vorbildliche Unterrichtswesen dieses Landes ist von berufenen Männern unseres Geisteslebens an Ort und Stelle vor und nach dem Kriege eingehend und in Fühlungnahme mit Persönlichkeiten der in Frage kommenden amerikanischen Kreise studiert worden. (Studienreisen Prof. Matschoß 1913 und Prof. Almund 1925.) Die Erwartungen, daß unser technisches Schulwesen in Organisation und Gründlichkeit der Ausbildung anderen Ländern mindestens gleichwertig ist, haben sich nicht nur bestätigt, sondern wurden noch übertroffen, wenn auch besonders in den letzten Jahren in der Union, begünstigt durch die großen zur Verfügung stehenden Geldmittel, die größten Anstrengungen gemacht werden, die wissenschaftliche Ausbildungsmöglichkeit bis zur höchstmöglichen Reife zu vervollkommen. Das, was den nicht mit Unrecht „praktisch“ genannten Amerikanern an Tiefe der wissenschaftlichen Ausbildung bisher fehlte, wurde mehr als wettgemacht durch die bessere Erziehung des Studierenden zum praktischen Menschen.

Die Industrie hat dort schon seit Jahren das größte Interesse für die Ausbildung des technischen Nachwuchses — vom Arbeiter bis zum Ingenieur — gezeigt, und die technischen Unterrichtsanstalten sind dort so eng mit der Praxis verwachsen, daß an verschiedenen Stellen der Versuch gemacht ist (vgl. Almund, B. D. Z.-Zeitschrift von 1926, Heft 4 und 7), Studium und Werkstattausbildung miteinander zu verschmelzen. Schon in den allgemeinen Schulen wird großer Wert gelegt auf die Ausbildung der Handgeschicklichkeit, und man glaubt damit kein unbedeutendes Hilfsmittel für die Berufsberatung in der Hand zu haben, weil so schon Verständnis für die Eigenart der Berufe des praktischen Lebens in den Schülern geweckt wird.

Mit dieser Zusammenarbeit von Praxis und Schule ist ein erfolgreicher Weg beschritten, um eine zu weit gehende Kastenbildung, wie sie leider bei uns in Deutschland zum großen Schaden des ganzen Volkslebens bereits vorhanden ist, zu verhindern. Die Beseitigung dieser Zersplitterung innerhalb unseres Volkes muß die vornehmste Arbeit aller staatsverhaltenden Kräfte sein. Die Jugend darf nicht zum Ständesdünkel, sondern muß zum Ständesbewußtsein erzogen werden. Leider ist in dieser Beziehung bis heute viel gesündigt worden, und

viele Auswüchse im politischen Leben sind darauf zurückzuführen, daß der Deutsche im Gesellschaftsleben gar zu sehr den Grundsatz der Exklusivität vertritt.

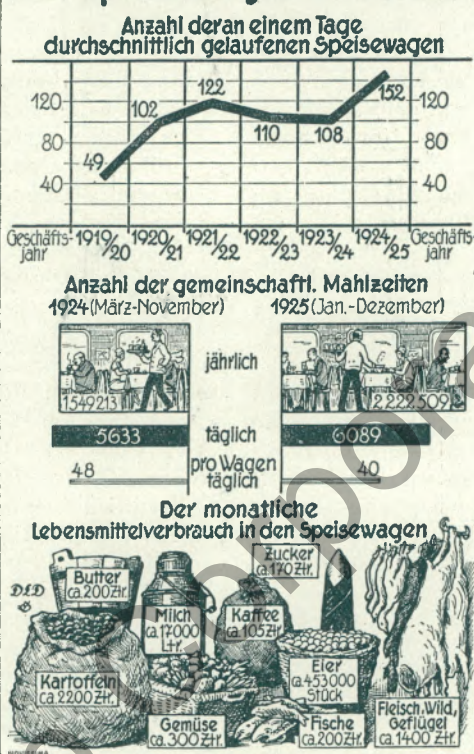
Aus diesen Erwägungen heraus setzt sich besonders der „Deutsche Ausschuss für technisches Schulwesen“ dafür ein, die Verbindung zwischen Schule und Werkstatt inniger zu gestalten, und erfreulicherweise haben führende Firmen aller Gebiete Verständnis für die neuen Aufgaben gezeigt, in der Erkenntnis, daß höchste Leistungsfähigkeit der Betriebe und damit erfolgreicher Wettbewerb im Auslande nur durch Erziehung des technischen Nachwuchses zu ganzen Menschen, zu Männern des praktischen Lebens, ausgerüstet mit gründlicher technischer und allgemeinwissenschaftlicher Ausbildung, erreicht werden kann. Man hat neue Ausbildungsmöglichkeiten dadurch geschaffen, daß man das aus der Not der Nachkriegsjahre geborene, nur Verdienst suchende Werkstudententum in richtige Bahnen lenkte und für Zwecke der praktischen Ausbildung nutzbar machte. Nach der Praktikantenzeit vor dem Studium soll nämlich dem Studierenden in den Ferien und auch zwischen den Semestern Gelegenheit gegeben werden, die theoretischen Kenntnisse durch praktische Erfahrungen zu vertiefen, wobei gleichzeitig das soziale Problem des Werkstudenten seine Lösung finden kann. Man will zugleich damit erreichen, daß diese jungen Männer, die später in leitenden Stellungen durchweg nur noch Kopfarbeit zu verrichten haben, die Schwierigkeiten der Handarbeit beurteilen lernen und daraus Achtung vor dieser Arbeit erhalten.

Größeres Verständnis der einzelnen Berufsstände füreinander ist's, was dem deutschen Volke in weitem Maße fehlt. Die Entwicklung der industriellen Verhältnisse und die fortschreitende Gesundung unserer Wirtschaft sind aber — das kann nicht oft genug betont werden — abhängig von der Überbrückung der Klassen-gegensätze. Darauf hinzuwirken ist nicht nur Pflicht unseres technischen Schulwesens durch entsprechende Erziehung des technischen Nachwuchses*, sondern die ganze deutsche Jugend muß in diesem Sinne erzogen werden. Dann werden wir auch Zeiten der Not, wie wir sie leider jetzt allzusehr

fühlen müssen, erfolgreich überwinden lernen.

* Vgl. die Aufsatzreihe „Der Ingenieur als Erzieher“ von Prof. E. Horneffer, Gießen, in Heft 6 bis 8 des VI. Jahrgangs (1926) dieser Zeitschrift.

Der Speisewagen in Zahlen



Der Betrieb der „Mitropa“-Speisewagen erfordert eine großzügige Organisation, denn außer den gemeinschaftlichen Mittags- und Abendmahlzeiten gilt es noch, die A-la-carte-Gerichte bereit zu halten sowie Kaffee, Tee, Kakao und die sonstigen Getränke zu servieren. Da in der D-Zug-Puppenküche von etwa 3 m Länge und 2 m Breite natürlich nicht all die riesigen Speisemengen zubereitet werden können, so werden die Speisen in den großen, über ganz Deutschland verteilten Probiantmagazinen und Speisekammern der „Mitropa“ vorbereitet und vorgekocht und von dort aus auf die Bahnhöfe für die Speisewagen verteilt.

Das Wertvolle an der Arbeit ist, daß sie den ganzen Menschen beansprucht. Sie erfordert Vorarbeit, die Erwerbung von Kenntnissen, das Erlernen von Fertigkeiten. Der Intellekt wird in Tätigkeit gesetzt und durch Tätigkeit nicht etwa verbraucht, sondern geschärft, gestählt, gestärkt. Wenn wir einen Mann sehen, der in einem Leben voll harter Arbeit sich einen raschen, sicheren Blick und den Mut zu schnellen, starken Entscheidungen erworben hat, und wenn uns in solch kräftigem Handeln ein geübter Wille, eine starke Selbstzucht, eine zähe Beharrlichkeit entgegentritt — ist es nicht, als habe der Segen der Arbeit uns angeschaut aus den ernsten, ruhigen Augen des Gesegneten? Hans Wegener.

OZEANIA

von HANS RICHTER

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung, Copyright 1928 by Ernst Reils Nachf. (August Scherl) G. m. b. H., Berlin.

4.

1. Fortsetzung.

So tanzte Sonja: Ruhig, bewegungslos wie eine Statue stand sie da und ließ die Lichtflecke kreisen. Ganz leichte Bewegungen dann, als wollte sie das Blau oder das Grün fangen, oder das grelle Rot, das eben wie ein Feuerball vom Himmel herunterfiel, und das von den Silberplättchen ihres Kleides in Atome zerspritzt wurde, die sich mit gelben Atomen vermählten, die ihr schlangenhafter Körper ihnen nachschleuderte. Was Kleid war, was Körper, was Licht: unerkennbar lief es zuckend und blinkend durcheinander, jagte sich wie Leuchtkäfer im nächtlichen Urwald, flog über die Gesichter der Zuschauer.

Eine Armbewegung der Statue, mochte sie ägyptisch sein oder modern, die Lichtfunken ordneten sich, der Tanz, schon längst begonnen, begann nun erst wirklich, und die Kapelle schwelgte in altertümlicher Ekstase.

Aber Geisenheim, der gekommen war, um Sonja tanzen zu sehen, sah ganz andere Dinge: Scheinwerfer über ruhender Wasserfläche, ein Torpedoboot, das nach eifriger Patrouillenfahrt heimkehrte in die schützenden Schleusen, Blinksignale vom Flaggschiff: Kommandant G 794 zum Flottenschef. Das hieß: naß und durchfroren, wie man war, ins Boot, immer den Lichtern nach. Das bedeutete: Kommando zum Ausbildungsdienst in der Luftschifferei.

Den Vollbart hatte der kleine Mann damals auch schon getragen, als sich der Oberleutnant zur See Geisenheim bei ihm in der Holzbaracke meldete; auf Uniform und Dienstgrad im Heer hatte er verzichtet. Achtung gewann man sich mit anderen Mitteln.

Drüben in der Wintersonne die offene Halle, aus der das stahlgraue Heck des Luftschiffs herausleuchtete, auf dem Tisch des Professors nautische Geräte und Papiermüll durcheinander.

„Sind Sie Segler?“ Das kam statt einer Begrüßung. „Regattasegler.“

„Maschinen müssen sein, aber das Fingerspitzengefühl, wie der Wind im nächsten Augenblick sein wird, wie es drüben aussieht, wenn hier Brisse ist, die Schäferweisheit, die aus hundert Anzeichen ein klares Wetterbild kombiniert, die kann ich Ihnen nicht beibringen, die haben Sie, oder die haben Sie nicht.“

In Landheer und Marine gab's wohl keinen Kommandanten eines Luftkreuzers, keinen Steuermann, keinen Navigationsoffizier, den Udenhof nicht ausgebildet hätte, der nicht einmal in dieser Baracke eine Sturzsee von Fragen hätte über sich ergehen lassen müssen. —

Wie ein Fries tanzten sechs Girls hinter Sonja, schemenhaft im Halbdunkel, alles Licht vereinigte sich auf sie, und wollte einmal ein Feste davon sich auf einen der anderen Körper verlieren, dann befahl ihn eine herrische Gebärde der Tänzerin zurück. Die Scheinwerferleute oben schwigten, sie wußten, daß der dürre Teufel da unten ihnen den Berente auf den Hals schickte, wenn nicht jeder Effekt klappte.

„Glauben Sie an Instinkt, Geisenheim?“ flüsterte Loffen, „an Vererbung? Sehen Sie das Weib an, fragen Sie sie nach Ägypten! Sie weiß kaum, wo es gelegen hat. Aber es

ist, als habe es sich durch Jahrtausende weitergetragen, durchs Rote Meer, durch die Wüste, durch orientalische Jahrhunderte und durch Geschlechter hinter Mauern und Gittern im Ghetto. Erinnerung an Ägypten.“

„Schmus“, sagte Sin. „Sie kann was.“

Loffen war beleidigt. „Wenn Sie doch nur einmal nicht reden wollten, Mann!“

Selbst im Dunkel sah man die protestierenden Schulterbewegungen Sins, der für romantische Anwandlungen kein Gefühl hatte. „Hab' mal im Museum in La Plata die Mumien gesehen. War ein heißer Tag, und der Zug fuhr erst in einer Stunde. Wollte eigentlich auf einen Kaffee in die Bar gehen, dachte aber dann: Sin, die dreißig Centavos kannst du sparen, im Museum ist es auch kühl, und du kannst sitzen. Fahren Sie nach La Plata, Baron, sehen Sie sich die ausgemergelten Menschen an, und reden Sie mir davon, daß Sonja von denen lernen könnte! Und die Geschichte mit Moses und den Propheten, der Rabbiner in Dsnovice hat so gesagt, die alten Leut' glauben's noch. Aber man ist schließlich aufgeklärt.“

Einen Augenblick flammten die Lampen alle auf, ein Meer von Licht flutete über die Girls, über Sonja und über die Zuschauer. Dann spielten wieder die Scheinwerfer.

Geisenheim hatte gesehen, daß der Professor ganz in seiner Nähe Platz gefunden hatte, er sprach leise mit einem weißhaarigen Argentinier. Dann glitten seine Gedanken von neuem in die Vergangenheit.

Die erste Erkundungsfahrt über See, abgeblendet, nur mit schwachen Lichtreflexen auf den Instrumenten, deren Widerschein silhouettenhaft die Züge des Navigationsoffiziers und der Steuerleute herausholte. In der Ferne die Suchkegel der feindlichen Flotte, herumhuschend, nach oben, nach unten. Suchaugen auf Luftschiff und U-Boot. Dicht heran mußte man, jede Stellung genau einzeichnen, sich von den schwarzen Schatten nicht irreführen lassen, die aus jedem Zerstörer ein Schlachtschiff machen wollten. Acht Stunden nun schon in der Luft, acht Stunden im Kommandostand; die Offiziere haben Ruhe, der junge Kommandant darf nicht schlafen.

Und hinter sich das Gewitter. „Meteorologie muß man in den Fingerspitzen haben, die kann man nicht lernen.“ Als die letzte Position eingetragen ist, kehrt und durch. Plötzlich fällt der Mann, der die Wache oben auf der Plattform hat, wo das Maschinengewehr steht, fast durch den Kletterseil. „Wir brennen!“

Hinauf! Immer drei Sprossen auf einmal. Muß ja Unsinn sein, ist auch Unsinn. Wenn ein Luftschiff brennt, gib's Knall und Feuer und dann nichts mehr. Aber eigenartig ist's doch, und er wird's nie vergessen. Blaues Feuer an der Mündung des Gewehrs, auf dem Schiff, geisterhaft das Gesicht des Maaten, der wieder nachgeklettert ist. Und jetzt auch auf seinem Kopf, auf der Hand, die er ausstreckt.

„Sankt-Elms-Feuer.“

Und als sie landen, ein anerkennendes Brummen des Professors, mehr gibt es nie. „Mit Ihnen kann man Überseefahrten machen, Geisenheim.“

Als der Tanz zu Ende war, fiel der erste Blick Udenhofs auf Geisenheims Tisch. Ein Aufleuchten, ein Erkennen, und schon ließ der Professor seinen Nachbar sitzen und steuerte mit ausgestreckten Händen auf den ehemaligen Schüler zu.

„Nach Buenos Aires muß man kommen, um seine besten Mitarbeiter wiederzufinden.“ Und mit einem Blick auf den Gesellschaftsanzug: „Ihnen geht's gut?“

Weil keine Antwort kam, zwinkerte der Professor mit den Augen. „Das muß beredet werden, das Wiedersehen. Sie haben mich hierhergeschleift, und eine Viertelstunde habe ich noch Zeit, dann fahren wir — aber es ist ja gleichgültig, wohin wir fahren.“ Er zog Geisenheim mit sich die Treppe hinauf und in eine der Logen hinein, schloß die Tür und legte ihm beide Hände auf die Schultern.

„Also, wie ist's?“

„Wenig ist's.“ Geisenheim konnte nicht lügen.

„Eintänzer?“ Der Professor schien südamerikanische Mischen zu kennen.

Kopfschütteln. „Kolonist, bis es zu Bruch gegangen ist, dann Peón, Hafenarbeiter und jetzt Chauffeur. Für heute abend Gast in gepumpten Sachen.“

Wieder das Forschen. „Aber die Augen sind gut.“ Er überlegte. „Kennen Sie Argentinien, nicht das Land, die Argentinier, meine ich?“

„So wie man sie in mehreren Jahren eben kennenlernt.“

Ein Kellner unterbrach sie. „Gut, bringen Sie Sekt, zwei Gläser dazu!“ Und als sie wieder allein waren: „Ist man hier ungestört?“

„Das kann ich nicht sagen.“

„Also sprechen wir Platt, Deutsch mag ja hier mancher verstehen, Platt sicher keiner. Sie wissen ja, daß wir nach dem Kriege das Schiff für die Amerikaner gebaut haben?“

Geisenheim nickte.

„Damals hätte ich Sie auch schon gerne dabei gehabt. Wir Luftschiffleute haben immer kämpfen müssen, seit der selige Graf die erste Halle am Bodensee gebaut hat. Gegen die Theoretiker, die alles besser wissen, gegen die Behörden, gegen den Staat, gegen die Elemente. So war's bis zum Krieg. Dann waren wir der Stolz der Nation, das wissen Sie ja alles. Und dann war's aus. Abgeben, an Frankreich, an England, an Italien.“

„Da bin ich nach Amerika ausgewandert, von uns wollten sie ja nichts mehr wissen“, sagte Geisenheim.

„Versteh' ich für Sie. Aber ich hab' ein Erbe zu verwalten gehabt, eine Idee, einen Gedanken. Und weil wir haben immer kämpfen und betteln müssen, deshalb habe ich weitergekämpft und weitergebettelt. Um die Hallen am Bodensee, um die Fabrik, um die Schiffe. Wir haben wieder bauen dürfen, nicht für uns, aber für Amerika.“

„Damals habe ich Sie nicht ganz verstanden, Herr Professor.“

„Waren nicht der einzige“, brummte der. „Mit einem Male waren wir nationales Eigentum. Nichts da! Eine Werft waren wir, die bauen mußte, um neue Erfahrungen zu sammeln, die nicht zusammengeschlagen werden durfte, die bestehen mußte. Deshalb haben wir gebaut und haben den Dankes der Bossen sogar noch über den Ozean gefahren. Gerade dabei habe ich oft an Sie gedacht. Bei Kap Orfegal sind wir in den Sturm und in Regenböen gekommen, niedrige Fahrt dabei und ekelhafte Felsen. Sollten nur den Fahrmeister vom Dienst reden hören, der hat sie mit den Händen greifen können. Und bei Neufundland ein Saurewetter aus allen Ecken des Ozeans. Aber geschafft haben wir's.“

„Für die drüben.“

„Darauf kommt's nicht an, Geisenheim. Auf uns kommt's an. Ich sage Ihnen, die Heimkehr, die war das Schwerste. Wenn's mit Feiern allein getan wäre, gefeiert haben sie uns genug. In ganz Deutschland. Ozeanfahrt und so, na ja!

Aber dann! Ich bin durch das Werk gegangen und hab' Milchkannen fabriziert und Waschröge. Hab' meine alten Leute entlassen müssen und hab' immer nur ans Wiederbauen gedacht. Aber davon hat niemand etwas wissen wollen. Jahrelang. Das Gras ist verflucht langsam gewachsen, und ich hab' Vorträge gehalten und wieder gebettelt.“ Und dann leise: „Und jetzt bauen wir wieder.“

In Geisenheims Augen leuchtete es auf: „Luftschiffe?“ „Meinen Sie, der Milchkannen wegen fahre ich nach Argentinien?“ Er sah hinunter. „Die sollen mich nicht vermissen. Hören Sie, morgen reise ich nach Chile, früh, über Mendoza. In einer Woche bin ich zurück, dann reden wir weiter, aber nicht an einem Ort, der anderen Diensten gewidmet ist. Ihre Adresse!“

Geisenheim kritzelte auf ein Stück Papier.

„Sie bekommen Nachricht — in acht Tagen.“

Als Geisenheim allein war, hörte er in der Nachbarloge Eins Stimme. Der sprach französisch. „Pariserin ist sie, sag' ich Ihnen, Vollblutpariserin.“

„Ja, ta“; man spürte durch die Wand die abwehrende Geste. „Sie spricht belgischen Akzent.“

„Sie wird in Paris Erfolg haben, wenn —.“

„Wenn ich sie unterbringe. Meine Verbindungen —.“

„Ich weiß, Monsieur Larange.“

Also Larange war das. Eingebildetes Organ. „Übrigens, wer sind die Kavaliere, die mit Conja zusammensitzen?“

Wenn Sie nur jetzt nicht Unsinn schwätzte! Um des Professors willen mochte Geisenheim nicht als Abenteuerer dastehen.

„Ein österreichischer Baron und ein Deutscher, Kapitän, glaub' ich, ist er. Seriöse Herren.“

„Professor Udenhof kennt den Deutschen.“

„Alte Freunde, die sich hier zufällig trafen.“ Ein brauchte Staffage für seine Ware.

„Ja, ta!“

„Übrigens hat Mademoiselle Conja bereits ein großes Angebot nach Newyork, wir überlegen —.“

„Paris bleibt Paris.“

„Naturellement.“ Eigentlich ein schauerliches Französisch, daß der vielsprachige Sie da verbrach. „Paris ist ehrenvoll, aber Nordamerika zahlt besser.“

„Weltstars macht nur Paris. Wenn Sie zufällig einiges über diesen deutschen Kapitän wissen . . . man interessiert sich für die Freunde seiner Freunde. Nur um den Professor — Sie wissen, wir waren gemeinsam bei der Souza — vor Schmarokern zu warnen. An denen fehlt es ja nicht in Buenos Aires.“

„Ja, ta!“ Geisenheim mußte lachen, dieser Sie war ein Original.

„Der Minister kommt soeben, bitte, bleiben Sie noch.“

Hastige Schritte verklangen. Nach einer Weile stieß Geisenheim die Tür auf und traf im Flur mit Sie zusammen. Der schob vertraulich seinen Arm unter den des anderen.

„Ein Wort, Kapitän!“

„Bitte!“

„Ein Wort unter Kavaliern, man interessiert sich für Sie.“

„Haben Sie einen Posten für mich, Sie?“

Kopfschütteln. „Sie sind heute Chauffeur, Kapitän, aber das werden Sie nicht bleiben. Sie nicht. Der deutsche Professor interessiert sich für Sie. Und andere Leute auch.“

„Hat man Sie um Auskunft gefragt?“

„Pst! Eine Frage. Lieben Sie Conja?“

„Nein.“

„Sie sind ein Ehrenmann. Unter Kavaliern glaubt man sich aufs Wort. Ich glaube Ihnen. Aber Conja hat auf Ihrem Bett gefessen und Ihnen Kaffee gebracht.“

„Und ein Butterbrot.“

„Und Butterbrot“, vollendete Sin düster. „Sie liebt Sie. Was werden Sie tun, wenn Conja Sie haben will?“

„Ich habe noch nie gehört, daß Männer gegen ihren Willen genommen werden. Aber Sie, war nicht Larange bei Ihnen, wissen Sie jetzt, wer Larange ist?“

„Noch nicht, aber ich werde es wissen. Larange will Conja, aber er will noch etwas anderes.“ Die Finger arbeiteten. „Nun weiß ich nicht, will er Conja für sich oder als Mittel zum Zweck? Wenn das, zu welchem Zweck? Sie wollten Conja nicht, Sie sind Kavaler, ich glaube Ihnen. Heute im Jockeiklub —.“

„Waren Sie denn im Jockeiklub, Sin?“

„Vorläufig erst vor dem Hause. Wegen — aber das tut nichts zur Sache. Jedenfalls war Larange da und hat mit dem Minister für Handel und Verkehr gefrühstückt. Das ist wichtig. Sie werden auch da frühstücken und ich auch. Später!“

„Narrenspoffen!“

Sin wurde eigensinnig. „Keine Narrenspoffen. Ich kenne Geschäfte, und ich rieche Geschäfte. Sie und Conja, daß Sie Conja nicht heiraten werden, meine ich, ich werde sie nämlich heiraten, das ist ein Geschäft, eine Chance. Larange ist noch keine Chance.“

„Und wenn sich die geschäftlichen Chancen in Ihrem imaginären Schachspiel einmal verschieben?“

„Imaginär ist nicht, und Schachspiel ist auch nicht. Kennen Sie Poker? Beim Poker spielt man mit Dingen, die man nicht hat, die Kunst ist viel größer. Schach ist Verstand.“

„Und Poker Bluff.“

„Bluff ist besser.“

Als sie um drei Uhr nachts nach Hause fuhren, lehnte sich Conja an Geisenheims Schulter. „Ich bin müde, ich will schlafen.“

Der wollte sie aufrichten, aber Sin dekretierte: „Wenn sie doch müde ist, Sie sind mein Freund, Kapitän.“

Lossen lachte. „Und wer zahlt das Auto?“

„Die Herren.“

Mit bezeichnender Gebärde zog Lossen die leeren Hosentaschen heraus und kehrte sie um. „Finito.“

Geisenheim hatte noch einen Trinkgeldpeso in der Westentasche. „Lassen Sie mich!“

„Gut“, entschied Sin.

Lagelang hatte sich Geisenheim nicht um die Rudorfs gekümmert. Gleich am anderen Morgen hatte er es tun wollen, aber als er an dem anderen Vormittage an dem Blumengeschäft vorbeiging, um den Wagen zu übernehmen, fand er den Patron in heller Verzweiflung.

„Dieser Gauner, der Pedro, ist fortgelaufen und hat mir den Motor ruiniert.“ Der Mann hatte die Haube hochgeklappt, steckte mit dem halben Oberkörper drinnen und schraubte an Dingen herum, von denen er nichts verstand. Es blieb nichts anderes übrig, Geisenheim mußte den Rock ausziehen und sich an die Arbeit machen.

Der Patron sah ihn zweifelnd an. „Verstehen Sie denn das?“

„Ich habe Mechaniker gelernt“, antwortete Geisenheim und sagte nicht einmal die Unwahrheit dabei.

„Bueno. Selbstverständlich gehört es zu Ihrer Tätigkeit, Extraforderungen werden ein für allemal nicht bewilligt.“ Er sah mißtrauisch nach den Fenstern, hinter denen sich ein paar Kranzbinderinnen drängten. „Und keine Liebesleien mit dem Personal, bitte ich mir aus! Ich habe deshalb den Pedro auch nicht länger behalten können. In einem Blumengeschäft muß alles erstklassig sein, die Damen nicht zuletzt, aber das ist für die Kundschaft und nicht für die Chauffeure.“ Und als die Dunkelhaarige von gestern sich zu sehr vordrängte: „An die Arbeit, Señoras!“

Das meiste hatte der Patron selbst verdorben, nach etwa einer Stunde lief der Motor wieder. Reinlichkeit war aber scheinbar Pedros Stärke nicht gewesen, der Staub aller Vorstadtstraßen von Buenos Aires saß dick im Fahrgestell, und als endlich alles klappte, war es Zeit, die neue Tages-tour zu fahren. Dieses Mal ohne Pedro. Und Geisenheim merkte, daß es nicht leicht ist, sich durch die Engen einer süd-amerikanischen Großstadt hindurchzuwinden, und war froh, als er am Abend den Wagen durch das Gewirr der Autobusse und wild fahrenden Privatwagen heimgesteuert hatte.

Bei der Señora Stenzer lag ein Telegramm des Professors, auf der Reise nach Mendoza aufgegeben. „Erwarte Sie bestimmt bei meiner Rückkehr in Buenos Aires, habe feste Pläne mit Ihnen durchzusprechen.“ Aber zwischen dem Heute und dieser Rückkehr lag eine Woche. Unvorhergesehene Zufälle konnten die Frist auch noch verlängern. Eine Zeit, in der man leben mußte, die Miete bezahlen, essen. Lossen hätte es mit einem Pump versucht, Geisenheim warf den Kopf in den Nacken: all die Jahre hat man sich selbst durchgeschlagen, kam wirklich eine Änderung, dann wollte er nicht in den letzten Tagen fremde Hilfe in Anspruch genommen haben.

Aber hindern konnte er es nicht, daß sich seine Gedanken unablässig mit dieser Änderung beschäftigten. „Ich habe feste Pläne mit Ihnen durchzusprechen“, das war, als wenn die Pythia in Delphi auf ihrem Dreifuß säße und rätselhaft Dinge sagte, Zweideutigkeiten, die man so und so auslegen konnte. Kolonist im Urwald, Holzarbeiter, Peón, Chauffeur — sollte die Reihe nun wirklich zu Ende sein, diese Kette von Zwecklosigkeiten, zu nichts gut als nur zum Leben? Nein zum animalischen Leben ohne Aufgabe und Ziel, aus dem man weggewischt werden konnte, und in das ein anderer eintrat, ohne daß eine Lücke entstand?

Oben im Urwald hatten sie oft abends vor ihrem Rancho gegessen, müde von der Arbeit mit Äst und Waldmesser, ausgefogen von der Hitze, von Moskitos zerstoßen. Die Muskeln wie Stränge geschwollen, Arme und Hände rissig von scharfen Gräsern und Dornen. Lauter Leute, die drüben eigentlich etwas anderes hatten werden sollen, ein Doktor der Rechte, bei dem es wegen der Inflation nicht mehr gereicht hatte, und der mit dem Letzten die Überfahrt bezahlt hatte, ein Kriegsoffizier, ein Kaufmann ohne Stellung und er.

Der kleine Stetten, der manchmal philosophische Anwandlungen hatte — selbst in Mazedonien war er immer mit dem Zarathustra in der Tasche herumgelaufen —, hatte einen Äst, der zuerst nicht nachgab, und der dann plötzlich herunter-sauste, auf den Arm gekriegt. Er hatte Wundfieber und sah Urwaldgespenster. „Man hätte das Land ruhig den Indianern lassen sollen, anstatt sie zurückzudrängen und in Reservationen zu sperren. Drin umherlaufen, jagen, sich gelegentlich die Köpfe zu spalten, dazu ist's gut.“

„Jungfräulicher Boden, Humus“, gab der Kaufmann dazu. „Statistisch ist nachgewiesen, daß achtzig Prozent Argentiniens Gartenerde haben.“

„Meinetwegen!“ Stetten blieb eigensinnig. „Aber einen Dünger braucht das Land doch, Kulturdünger, Menschen.“

„Wundfieber“, stellte der Kaufmann lakonisch fest.

„Aber Dünger sind wir doch. Ich sage Ihnen, bis aus dem Wald hier einmal eine Landwirtschaft wird, bis da ein Pflug drübergeht, bis man abends vorm Hause sitzt und zusieht, wie der Mais wächst und die Orangen und die Bananen, bis dahin sind wir längst vor die Hunde gegangen.“

„Wären Sie doch in Deutschland geblieben!“

„Wären Sie, wären Sie“, äffte der nach. „Ich hab' sie unten am La Plata gesehen, die, denen es drüben zu eng geworden ist, schiffsladungsweise kommen sie da an, wollen die Welt stürmen und liegen zwei Wochen später auf der Nase.“



Kanal im Park.

Radierung von W. Niedermayer, München.

„Weil sie an den Städten kleben, aber wir —.“

„Ja, wir! Grund und Boden haben wir, gekauft haben wir's, aber auf Abzahlung. Jedes Jahr Zinsen und Raten und was weiß ich, und dabei kriegen wir kaum so viel Bäume um, daß wir den Mais pflanzen können, den wir zum Essen brauchen!“

Innerlich dachten sie das alle, nur hüteten sie sich, es auszusprechen. Es ist, als habe ein Gedanke, einmal in Worte gekleidet, suggestive Gewalt. Den Steffen hatte ein Baum, der sich nicht an die Berechnungen hatte kehren wollen, gefaßt. Direkt auf der Brust hatte er ihm gelegen, und als sie ihn endlich gehoben hatten, war's längst vorbei. Das Wort vom Dünger war Wahrheit geworden. Der Doktor war über Nacht fort, in Posados wollte ihn noch einer gesehen haben und dann später in Asunción, drüben in Paraguay. Der Kaufmann hatte neue Teilnehmer für das Kolonielos gesucht, aber nicht gefunden, einen Brief hatte er noch geschrieben und dann nichts mehr. Südamerika ist riesengroß.

Und er — Geisenheim. Wenn der Urwald wächst, wird der Mensch winzig. Hier schlägt man's nieder, drüben sprießt es auf, schlingt sich, überzieht den Boden — in rasender Eile. Kein Geld, um Hilfskräfte zu bezahlen — Schulden. Er hatte in dem Blockhaus gestanden, in dem der Vertreter der Landgesellschaft regierte. „Wenn Sie neue Kolonisten haben, die sich beteiligen wollen —.“

Zu der Zeit kamen hauptsächlich Landarbeiter, Bauern aus Ostpreußen, Westgadesche, Wolhynier, Männer aus dem Burgenlande. Der eine oder der andere besah das Los, rannte herum, zuckte die Achseln. „Unten haben sie bessere Anteile.“

Geisenheim kolonisierte längst nicht mehr, er verteidigte nur noch. Mißtrauen um ihn herum, das in jedem Neudeutschen einen unbrauchbaren Menschen sah, das nur die Fehler herausfinden wollte und nicht die Vorteile. Endlich der Rat eines alten Kolonisten, der vorbeiritt und vom Sattel aus das Unglück besah.

„Gehen Sie fort, Mann!“

„Ich habe mich verpflichtet.“

„Deutschländer! Wenn Sie es nicht tun, jagen die da unten Sie weg.“

Wozu von dem Kapital sprechen, das da steckte? Der andere verstand doch nicht, daß es das Letzte war, und selbst wenn er es verstand — hier regierten die Verhältnisse mit grausamer Härte. Fortlaufen war Geisenheims Sache nicht, so stand er wieder in dem Holzhaus.

„Ich kann die Rate nicht zahlen.“

„Bueno. Und was nun?“

„Ich brauche Frist. Gehen Sie sich mein Land an —!“

„Ist nicht nötig. Weiß, wie's bei Ihnen steht, Mann, selbst wenn ich Ihnen Frist geben wollte, Sie könnten doch nicht zahlen, und nach Paragraph 27 der Verkaufsbedingungen —.“

„Hier geht's nicht um Paragraphen —.“

„Worum denn?“

„Um Menschen.“

Achselzucken. „Vielleicht zahlen wir etwas zurück, wenn sich ein neuer Käufer findet, aber die Zeiten sind schlecht, der Einwandererstrom ebbt ab. Sie machen Gegenpropaganda drüben in Deutschland.“

„Endlich!“

So rücksichtslos, wie es schien, war der Mann gar nicht, und vielleicht hatte er sogar recht gehabt. „Land und Menschen müssen zueinander passen. Ist nicht jeder Kolonist, der nur den guten Willen hat. Den haben Sie, Mann, das weiß ich. Sind keiner von denen, die ludern wollen, wie genug gekommen sind. Aber ein Kolonist sind Sie auch nicht. Versuchen Sie's in der Stadt!“

„Und mein Geld?“

„In Buenos Aires ist unsere Direktion, sprechen Sie da vor, eine Bescheinigung sollen Sie haben.“

Ein großes Geschäftszimmer mit Karten und Plänen, Herren, die Bilder vorzeigten, mit Kolonisten verhandelten; bis zu dem Direktor selbst konnte man nicht vordringen.

Silige Menschen, liebenswürdig, wenn neue Käufer kamen, die ihn ins Wartezimmer drängten, damit er den Neuen nicht begegnen sollte.

„Es ist aussichtslos.“

„Aber Sie haben doch Käufer.“

„Interessenten, Mann, das Geschäft ist schwer geworden.“

Mit einem kleinen Betrag hatte man ihn zuletzt doch abgefunden, weil die Hilfsorganisationen sich der Sache annahmen, und seitdem kämpfte er gegen die tägliche Not.

Und sah zum ersten Male Licht.

Nach Tagen fand er endlich Zeit, in das Conventillo in Barracas zu gehen. Die Tür der Rudorffschen Wohnung war geschlossen, aber eine Nachbarin gab Auskunft, in diesen engen Verhältnissen konnte man nichts voreinander verheimlichen.

„Der Señor ist fort, er ist krank, die Frau hat ihn ins Spital gebracht.“

„Und die Señora?“

„Sie sucht Arbeit, jeden Tag tut sie das.“ Die Frau versuchte, durch eine Ritze in der Tür zu spähen. „Sie wird zurückkommen, das Zimmer ist nicht gemacht. Die deutsche Frau bringt immer alles in Ordnung.“ Damit fiel Lore Rudorf in dieser Umgebung auf.

Wegen der vielen Neugierigen wollte Geisenheim nicht im Hof warten und ging auf die Straße. Nach einer Stunde etwa kam sie. Mit ihrem federnden Gang fiel sie unter den Menschen des Stadtviertels auf. Lore erkannte ihn sofort und streckte ihm kameradschaftlich die Hand entgegen.

„Ich habe Kurt im deutschen Krankenhaus unterbringen können.“

„Und?“

„Die Lunge ist angegriffen, es wird lange dauern, bis er wieder arbeiten kann.“ Ihre Stimme klang leise. „Aber Gefahr besteht nicht, sagen die Ärzte, und man kann ihnen hier glauben, zu zarter Rücksichtnahme und frommen Lügen sind die Verhältnisse nicht angetan.“

„Und was tun Sie?“

„Ich habe mein Lehrerinnenexamen gemacht, drüben in Deutschland. In den Schulen hier ist kein Platz frei, aber man hat mir eine Stelle auf einer Hazienda im Süden angeboten.“

„Nehmen Sie an?“

Sie zögerte. „Es ist sehr weit, und ich mag Kurt nicht allein lassen. Wenn man erst einmal auseinander ist, ist es schwer, wieder zusammenzukommen, und er braucht Pflege, wenn sie ihn im Krankenhaus entlassen. Ein paar Peso haben wir ja noch, ich denke, ich werde warten und weitersehen — hier, in der Stadt.“

An der Frau war alles selbstverständlich und ruhig. Geisenheim mußte noch daran denken, als er am Nachmittag wieder am Steuer seines Wagens saß und durch die Straßen fuhr. Die Natur half sich hier: war der Mann schwächlich, dann gab sie der Frau eine Kraft und Klarheit, den Dingen furchtlos ins Auge zu sehen. Es ist gut, wenn man einen Kameraden hat, dachte er, wenn oben in Misiones eine Frau neben mir gestanden hätte, die Dinge wären wohl anders gekommen. Man muß für etwas kämpfen können. Der ganze Sinn der Kolonisation schien ihm plötzlich in dieser Idee zu liegen. Kämpfen, für die Familie, für die Frau.

Für sich allein zu kämpfen ist am schwersten.

An einer Straßenecke drängten sich Menschen um ein Auto, sperrten die ganze Breite und hinderten den Verkehr. Geisenheim stieg aus und schob sich durch. Ein Privatwagen, der mit einem Lastauto zusammengestoßen war. Die beiden Wagen standen ineinander verbissen wie zwei Hunde da, die Kotflügel zerbeult, die Schutzscheibe des Personewagens war in Trümmer gegangen. Vorläufig befand man sich noch im Stadium der Klärung, der herrschaftliche Negerchauffeur schimpfte auf den anderen Wagenführer ein, fuhr

sich dazwischen mit der Hand über die Stirn, um das Blut aus einer Riszwunde wegzuwischen, tobte und schien nicht übel Lust zu haben, sich mit seinem Gegner zu bogen. Die Menschen gafften.

Schon wollte Geisenheim zu seinem Wagen zurückgehen, als er seinen Blick in das Innere des Autos warf, in dessen Fond zwei Damen saßen. Während die eine erregt gestikuliert, sah die andere halb hochmütig, halb ängstlich auf die durch die Scheiben gaffenden Menschen. Ihr dunkelrotes Haar leuchtete unter dem Hut hervor. Einen Augenblick stügte Geisenheim, dann kam die Erinnerung: Blumen, eine gedeckte Tafel, eine wohl lautende, weiche Stimme — Luísa Souza.

Sie bemühte sich jetzt, das Fenster herunterzukurbeln, und stieß, als das nicht gelang, die Tür auf.

„Antonio!“

Der hörte nicht. Die Neugierigen versuchten in das Innere des Wagens zu starren. Geisenheim trat heran.

„Kann ich helfen, Señorita?“

„Rufen Sie den Chauffeur!“

Der war schwer von seinem Widersacher zu trennen.

„Señorita?“

„Sorgen Sie, daß wir weiterfahren können!“

Der zeigte mit der blutbeschnittenen Hand grinsend auf das Vorderrad. „Reifen geplatzt, Señorita, mit der Hand kann ich nicht montieren.“

Die zweite Dame zog Luísa zurück. „Wir hätten Schnittwunden haben können, Nena, an den Armen und im Gesicht, schrecklich!“ Sie sprudelte ein hastiges Französisch, um nicht von den Leuten verstanden zu werden. „Wir hätten verwundet werden können, getötet —.“

„Laß mich jetzt, Consuelo!“

„Wir können hier nicht unter den Menschen halten, Luísetta, sag' deinem Neger, er soll fahren, er soll rasch fahren, ich will fort.“

„Das Rad ist entzwei.“

„Madonna, es ist unmöglich, sag' ihm doch . . .“

Geisenheim hatte die beiden Fahrer endlich überredet, die beiden Wagen auseinanderzuschieben, ein paar hilflose Hände faßten mit an, es ging. Aber der Wagen sah böse aus. Der Neger gab dem Kotflügel einen Triff.

„Kaputt!“

„Rasch, montieren Sie das Wagenrad!“

Der wurde eigensinnig. „Die Señorita muß laufen.“

„Was sagt er?“ fragte die mit Consuelo Angeredete wieder auf französisch.

„Ich werde ihm helfen.“ Unwillkürlich sprach Geisenheim in der gleichen Sprache, fuhr aber, als er Luísa Souzas erstauntes Gesicht sah, auf spanisch fort: „In zehn Minuten ist der Schaden behoben.“

Jetzt erst fixierte Luísa ihn. „Ich habe Sie schon gesehen, Señor.“ Dann, mit einem Blick auf den Wagen der Blumenfirma: „Ach, ich erinnere mich, Sie sind der Chauffeur von Mello. Sie sprechen Französisch?“

„Ich habe einen Herrn aus Frankreich gefahren“, log Geisenheim, jetzt nur spanisch sprechend, und mühte sich um das Reserverad.

„Ein hübscher Mensch“, flüsterte Consuelo ihrer Freundin zu, aber so laut, daß man es hören mußte. „Er sieht gebildet aus.“

„Das liegt im Beruf“, wick die aus.

„Vielleicht ist er gar nicht Chauffeur?“

„Du bist doch sonst nicht so romantisch, chico.“

Consuelo Manzoni seufzte. „Es ist tragisch, wenn gutaussehende Männer Diener sind.“

„Felipe Castillo wird eifersüchtig werden.“

„Warum? Er ist auch ein schöner Mensch. In vier Wochen fahre ich nach Paris und heirate. In Europa, Luísa. Wir werden in der Madeleine eingeseget.“

Mit geschickten Handgriffen hatte Geisenheim den Ersafzreifen aufmontiert, der Negerchauffeur rührte kaum eine Hand.

„Werden Sie fahren können?“

Grinsen. „Fahren wird gehen.“

Luisa Souza suchte in ihrem Täschchen nach Geld und hielt Geisenheim einen Schein hin. „Nehmen Sie!“

Der zuckte zurück. Aber als er den erstaunten Blick sah, zögerte er. Ich bin der Chauffeur von Mello, weiter nichts. Und dann wieder: In einer Woche ist das vorbei, dann brauche ich kein Trinkgeld mehr zu nehmen, am wenigsten von einer Dame.

So verbeugte er sich. „Es war mir ein Vergnügen, Ihnen zu helfen, Señorita.“

Die Hand mit dem Schein glitt zurück.

„Sicher ist er ein Kavaliere“, flüsterte Consuelo mit brennenden Augen, als die Limousine anzog. Aber Luisa war in Gedanken.

„Laß mich!“ sagte sie.

6.

Als Geisenheim an diesem Abend seinen Wagen in der Garage abgeliefert hatte, schloß er den Lieferkasten sorgfältig ab und ging in das Büro, wo der Geschäftsinhaber noch über seinen Abrechnungen saß.

„Ich muß kündigen, Señor, morgen fahre ich nicht mehr.“

Der sah erstaunt auf. „Ich war ganz zufrieden mit Ihnen.“

„Darüber habe ich auch nicht zu klagen“, sagte Geisenheim.

„Na also!“ Der Patron tastete nach der Kasse. „Den Wagen haben Sie gut gehalten, und der Verdienst bei der Kundschaft ist reichlich, denke ich. Auf einen Peso mehr soll's mir nicht ankommen. Überlegen Sie sich's, Mann.“

„Ist nichts zu überlegen.“ Dem da drüben konnte er doch nicht klarmachen, daß es gerade die Trinkgelder wären, die ihn zu dem Entschluß getrieben hatten. Nein, nur das eine Trinkgeld von Luisa Souza. Das hatte er nicht bedacht, als er die Stellung annahm.

„Wo soll ich morgen einen Ersafz finden?“

„Telephonieren Sie an den deutschen Arbeitsnachweis, die haben genug Leute, die einen guten Posten annehmen, Señor.“

Der Patron zählte den Lohn auf. „Halten kann ich Sie nicht.“

So stand Geisenheim wieder einmal stellunglos in dem abendlichen Menschenstrom der Avenida de Mayo, der auch jetzt, trotz der späten Stunde, nicht abnehmen wollte. Mit ein paar Peso in der Tasche, die vielleicht für vier oder fünf Tage reichten. Vier oder fünf Tage — dann war ja die Zeit um, konnte es sein für immer, dann kam der Professor zurück, der mit ihm reden wollte. Und wenn's nichts war? Dann lieber wieder Peón unten am Hafen oder draußen Arbeiter auf dem Lande. Nur nicht mit Dienstboten und Hausmeistern auf einer Stufe stehen, nicht Trinkgelder von Menschen annehmen müssen, denen man einmal gleichgestellt gewesen war! Arbeiten um Geld, Not leiden, das war's nicht, aber Geschenke drückten nieder.

In der Pension saß Ein noch im Vorderzimmer der Señora Stenzer und redete auf sie ein. „Wenn es nicht geht, muß Sonja ausziehen.“

Der blieb der Mund offen stehen. „Ausziehen? Hab' ich gesagt, Señor, daß es nicht geht? Wohnen wir hier nicht in einer vornehmen Gegend, in der jede Dame wohnen kann? Gut, die Señorita ist jetzt Solotänzerin, sie wird von Kavaliere im Auto nach Hause gebracht. Sie muß repräsentieren, und es muß nach etwas aussehen. Carlos und ich werden in die zweite Etage ziehen und uns da einrichten. Wir werden die besten Möbel in das eine Vorderzimmer tun, das mit den Balkons nach der Straße hinaus, und aus dem anderen werden wir ein Schlafzimmer machen, wie es sich die Señorita Sonja nicht besser wünschen kann. Na?“ Sie machte ein Gesicht, als erwarte sie einen Freuden- ausbruch von Ein.

Der blieb stoisch. „Ein Hotel ist komfortabler.“

„Zwei Zimmer für dreihundert Peso im Monat? Bei voller Verpflegung?“

„Zweihundertfünfzig.“

„Zweihundertachtzig ist mein letztes Wort, Señor, es wird Carlos nicht recht sein, daß er auf den Boden ziehen soll.“

„Ich zahle Ihnen, das heißt, Sonja zahlt, ich zahle gar nichts, zweihundertsechzig. Ihre Pension wird bekannt werden, die Kavaliere von Palermo und Belgrano werden Blumen schicken, die Direktoren und Agenten werden kommen, die Sonja engagieren wollen, die Künstler werden hier wohnen...“

Wenn Ein seinen Wortschwall anfang, wußte die Señora, daß er an der äußersten Grenze angekommen war. „Meinetwegen“, seufzte sie. „Ich will sehen, wie ich's Carlos bringe. — Buenas tardes, Señor Geisenheim, schon zurück?“

Der hatte auf dem Heimweg weniger an sich als an die verzweifelte Lage gedacht, in der sich die Rudorfs befanden. Den Menschen mußte geholfen werden, wenigstens so lange, bis der Mann wieder arbeitsfähig war. Ein wußte mancherlei.

„Ich muß Sie sprechen, Ein.“

„Ist's Ihrewegen, Kapitän? Gefällt Ihnen der Posten bei Mello nicht mehr?“

„Den hab' ich heute aufgegeben.“

Ein nickte ruhig. „Ich hab's Sonja gleich gesagt, aber sie hat nicht auf mich hören wollen. Gut, hab' ich gesagt, der Kapitän soll's versuchen. Aber als ich Sie dann mit dem Professor zusammen gesehen habe, da hab' ich's gewußt, Sie sind keiner von denen, die hier unter die Räder kommen.“

„Um mich geht's nicht, um gute Bekannte.“

„Für fremde Leute soll man sich nicht einsetzen, Kapitän, hier hat jeder mit sich zu tun.“ Aber als er die Geschichte hörte, horchte er doch auf. „Land haben sie, im Delta? Warten Sie, da habe ich was gehört in der Avenida, nein, in der Maipu ist's, da wohnt ein Agent, eigentlich geht's nicht um den, sondern um einen Kapitalisten in Santa Fé oder in Entre Rios, der will Land aufteilen, viel weiter oben, als Sie sagen. Wissen Sie, was das bedeutet?“

„Keine Ahnung hab' ich.“

Ein nickte befriedigt. „Weil Sie eben kein Kaufmann sind. Ein Kaufmann hätte mich gleich verstanden. Sehen Sie, wenn einer Land aufteilen will in Argentinien, dann muß er Reklame machen. Denn es ist nicht alles gutes Land. Es ist gutes Land, und es ist schlechtes Land, es ist Land für Vieh und Land für Mais und Land für Bäume, es ist Land nahe an der Straße oder am Wasser und Land, das ganz abgelegen ist. Aber verkaufen will er alles. Das kostet Geld, und man muß es geschickt anfangen. Wenn ein Schiff ankommt mit Einwanderern von Europa, die in Europa wissen alle nichts, die wollen zuerst auf den Camp oder in den Urwald, siedeln wollen sie, und wer am lauffesten schreit, der hat sie. Hab' ich schon gesprochen von dem Agenten? Jetzt weiß ich's, in der Maipu sitzt er, hat ein Büro und Klubseffel und einen alten Kassenschrank, über den jeder Einbrecher lacht. Ist aber auch nichts drin, noch nicht. Ein geschickter Jud' ist er, sag' ich Ihnen. Gehen Sie in das Büro, da liegen Riesenkürbisse und Äpfel und Birnen, und einen Plan hat er machen lassen mit all den Siedlungs- losen drauf. Hundert Peso das Hektar, langfristig. Und wenn Sie zu ihm kommen, hören Sie nichts als Pappeln. Berrückt werden vor lauter Pappeln können Sie, sag' ich Ihnen.“

„Von Pappeln haben die Rudorfs auch gesprochen“, warf Geisenheim ein.

Ein triumphierte. „Sehen Sie, so ist's. Heute Pappeln, morgen Urwald, einmal schreit Misiones, einmal schreit's Delta, einmal schreien sie oben am Paraná, einmal unten. Das ist Reklame. Das Delta ist feucht, und wo es feucht ist, wachsen Pappeln, in zehn Jahren kann man sie verkaufen. Ist ein Geschäft.“

„Na also!“

„Wenn die Pappeln wachsen, sag' ich. Überall wachsen sie nicht. Auf dem Camp von dem Jud' ist auch Land, das nicht zu brauchen ist. Aber darauf kommt's nicht an. Es wird Keflake sein, Delta wird Mode werden, weil der Agent es so will, die Zeitungen werden schreiben, und es werden Kolonisten kommen. Dann steigt alles Land im Preise, was näher an der Stadt liegt. Der Rudorf braucht nur dazusitzen und zu warten, dann kann er verkaufen und kriegt sein Geld zurück.“

„Aber er ist krank —.“

Sie fragte sich den Schadel. „Das ist schlecht. Wenn die Marea über den Camp gegangen ist, sieht es böse aus. Ich kenne das. Herrichten muß man ihn.“

Lossen, der heute einmal zu Hause geblieben war, und der schon seit einer Weile in der Tür stand, mischte sich ein. „Man wird doch für einen Landsmann noch einen Camp herrichten können, ehe er vor die Hunde geht.“

„Wer denn, Lossen?“

„Wer? Sie, ich. Ich will Ihnen etwas sagen, Geisenheim, die Gauner auf dem Rennplatz haben mich zur Abwechslung einmal nicht betrogen. Einen Coup hab' ich gelandet, der Sie wird grüngelb vor Wut werden, daß er es nicht vermittelst hat. Also beiläufig achthundert Peso sind's. Ich verlier's doch wieder, vielleicht sollt' ich mich mal auf Grundstücke legen und Ihren Leuten was vorstrecken. Na?“ Er sah triumphierend von einem zum anderen.

„Sie kennen die Rudorfs nicht.“

„Aber Sie kennen sie, das genügt mir. Hier draußen leimt manches fester zusammen als daheim. Gehen Sie zu der Frau, lassen Sie sich den Camp beschreiben und eine Legitimation geben oder so was ähnliches, und dann machen wir eine Herrenpartie ins Delta.“

So kam Geisenheim mit einem Berg von Neuigkeiten zu Lore Rudorf. Die hörte ihm beinahe andächtig zu. „Zurück ins Delta, in unseren Camp, und mit Geld, sagen Sie? Aber werden wir denn die Zinsen aufbringen können?“ Und zaghaft: „Man mag gar nicht daran zu glauben, daß es wieder aufwärtsgehen soll. Wir haben schwer arbeiten müssen, draußen im Delta, aber glücklich waren wir doch.“ Ein Blick streifte die deprimierende Umgebung des Conventillos. „Hier kann man nicht leben.“

„Wird es denn Ihr Mann aushalten? Die Krankheit hat ihn sehr geschwächt.“

„Kurt? Ich glaube, schon die Hoffnung kann ihn gesund machen. Heute ist Besuchstag im Spital, kommen Sie mit, und sagen Sie es ihm selbst! Und sehen Sie, wie er es aufnimmt! Ich mag nicht mehr an die Nächte denken, in denen wir hier gegessen haben, es war alles so hoffnungslos. Wenn er mit zwei oder drei Peso zurückkam oder auch mit nichts, weil er keine Arbeit gefunden hatte, oder weil sie ihn um den Lohn betrogen hatten. Es war harte Zeit draußen, aber man wußte doch, wofür man lebte. Das war eigenes Land, wenn's auch noch nicht bezahlt war. All die Deutschen, die auswandern, tun's ja nur, weil die Sehnsucht nach dem Eigenen sie zieht. Wir haben gegessen und uns ausgemalt, wie es einmal sein würde, wenn wir nach Deutschland zurückführen, natürlich nur auf Besuch, denn wenn man ein Stück Erde aus dem Urzustand heraus für sich geschaffen hat, dann verläßt man's nicht mehr.“

Geisenheim sah ihre glänzenden Augen. Warum kann Deutschland Menschen wie die nicht halten? ging es ihm durch den Kopf. Warum müssen sie hinaus, immer wieder und wieder? „Haben Sie nie an Rückwanderung gedacht?“ fragte er.

„Zuerst wohl.“ Sie sah an ihm vorbei, während sie sprach. „In den ersten Wochen denken wohl alle daran. Alles ist neu und fremd und alles feindlich. Man sieht und hört nur von Menschen, denen es schlecht geht, und glaubt

selber nicht einmal daran, daß man sich durchsetzen kann. Wir in Deutschland wissen ja nichts vom Ausland, Kurt und ich haben oft darüber gesprochen, es ist wohl, weil wir ein Völkervolk sind, weil wir zu sehr in Europa haben kämpfen müssen. Und die anderen haben inzwischen die Welt aufgeteilt. Jetzt kommen wir mit unserem guten Willen und mit unserem großen Fleiß — und die anderen wollen uns gar nicht haben. Wenn man drüben über solche Dinge spricht, ist es ganz anders. Jeder beneidet einen, besonders so in der kleinen Stadt wie bei uns, und jeder sieht etwas Besonderes an einem. Und die Dreimalflugen, die alles besser wissen, und die einem doch nicht helfen, die fehlten natürlich auch nicht. Dann zwingen sie einen moralisch in eine Bahn, so wie sie es haben wollen, und wenn es dann hier nicht so ist, wie man gedacht hat, dann hindert die Scham an der Rückkehr. Man mag vor denen in Deutschland nicht klein dastehen. Und sie wissen doch nicht, wie es wirklich ist.“ Sie warf den Kopf in den Nacken. „Dummes Zeug, davon wollen wir jetzt nicht mehr reden.“

Die Krankheit hatte Rudorf noch verbissener gemacht, und es schien fast, als solle seine Depression auch den Optimismus Lores ersticken. Er lag in schmalem Eisenbett mit fünf anderen zusammen in einem Zimmer. Krankheitsgeschichte, Name und Fieberkurve über dem Bett machten das Bild noch nüchterner, noch kasernenmäßiger, als es an sich schon war. Geisenheim erschrak, als er den Kranken sah, das Gesicht war eingefallen und lag blaß in den Kissen, die Hände zitterten nervös auf der Decke.

Seine Augen glitten ruhelos von einem zum anderen. „Wir können keine neuen Verpflichtungen übernehmen, Ihr Freund wird nur sein Geld verlieren. Sagen Sie ihm, wir dankten für die gute Absicht, aber die Zerstörungen wären zu groß, mit dem Verlust müßten wir uns abfinden.“

„Kurt!“ Lores Augen baten. „Laß Herrn Geisenheim und Herrn von Lossen hinfahren! Damals, in der Nacht nach dem Unglück, sah man alles schlimmer an, vielleicht ist doch nicht alles verloren.“

„Und was soll dann werden? Vor drei Wochen lassen sie mich hier nicht heraus. Und dann soll ich mich schonen.“ Er lachte trocken. „Die Ärzte haben überall dieselben Rezepte, nur wie man sie ausführen soll, sagen sie einem nicht.“

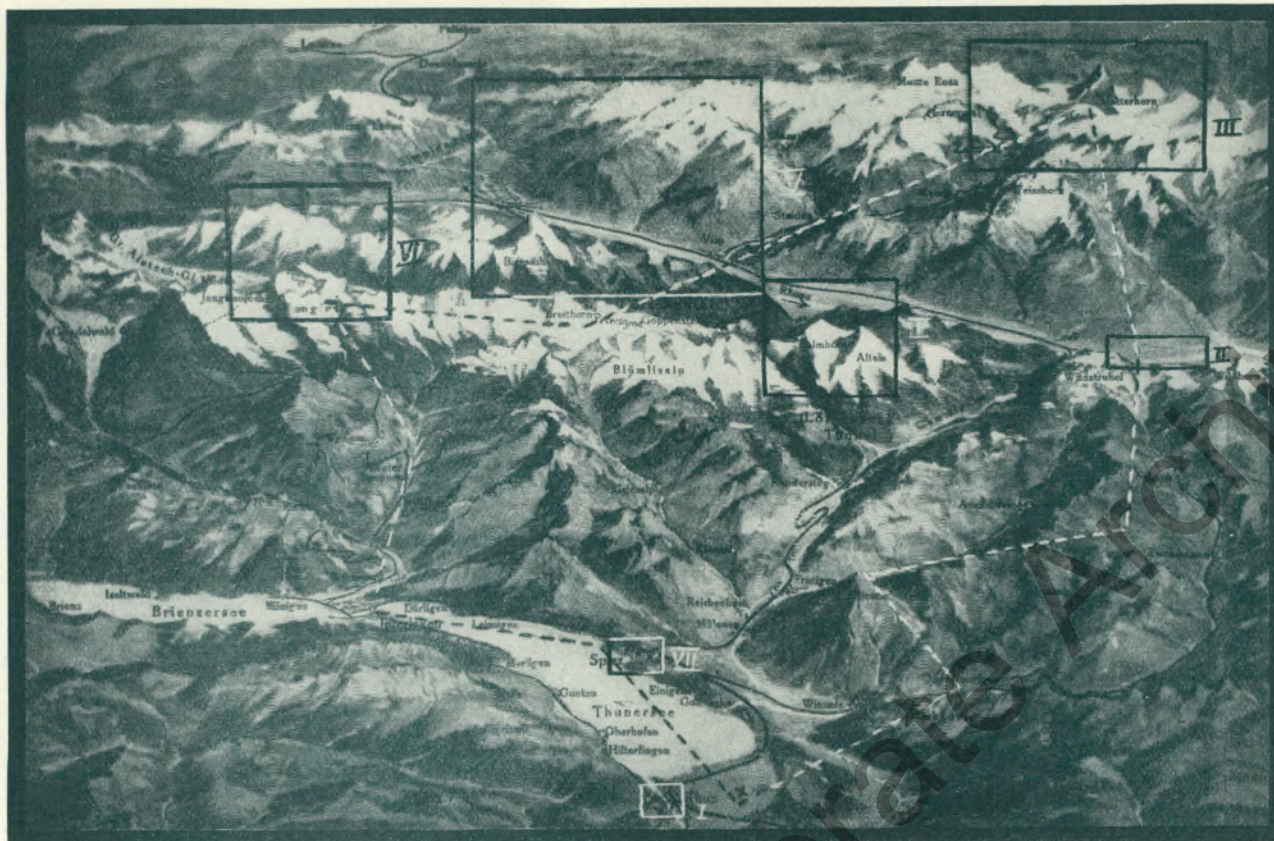
Während Lore sich auf die Bettkante setzte und auf ihren Mann einsprach, war Geisenheim ans Fenster getreten. Das alles hier war so hoffnungslos, so niederdrückend. Mußten denn Menschen, die eine Gemeinschaft geschlossen hatten, alles schwerer tragen? Sollte es nicht gerade anders sein? Bruchstücke der Unterhaltung verirrten sich bis an sein Ohr. Lores ruhige, sanfte Stimme, die ungeduldig ärgerliche des Kranken dazwischen. Aber mit der Zeit siegte die ruhige Überlegenheit der Frau, die Einwände kamen seltener.

„Denk' an die Abende auf unserem Camp, Kurt, denk' daran, wie wir zum ersten Male draußen waren, wie wir auf eigener Scholle unser Zelt aufbauten, an das Durcheinander von Koffern und Kisten, an das wacklige Gelddbett, dessen Beine sich immer in den Boden einbohren wollten, bis du sie mit Büchern gestützt hast! Kurt, vergiß nicht, wie wir in Deutschland gesucht haben, weil wir doch zusammen sein wollten, und was wir an Hoffnungen hinübergetragen haben über das Meer, denk' an die schönen Tage auf dem Camp und an die furchtbaren Nächte hier, denk' daran, daß wir versinken müssen, wenn wir nicht selbst bald den Weg finden!“

„Lore!“

Dann blieb's still. Nach einer Weile trat Lore Rudorf ans Fenster. „Mein Mann dankt Ihnen und ist einverstanden. Aber es geht um uns, um unsere Zukunft, da ist es recht und billig, wenn ich mit Ihnen fahre. Die Lancha ins Delta fährt morgen von Tigre ab; wenn es Ihnen und Herrn von Lossen recht ist, wollen wir die nehmen.“

(Fortsetzung folgt.)



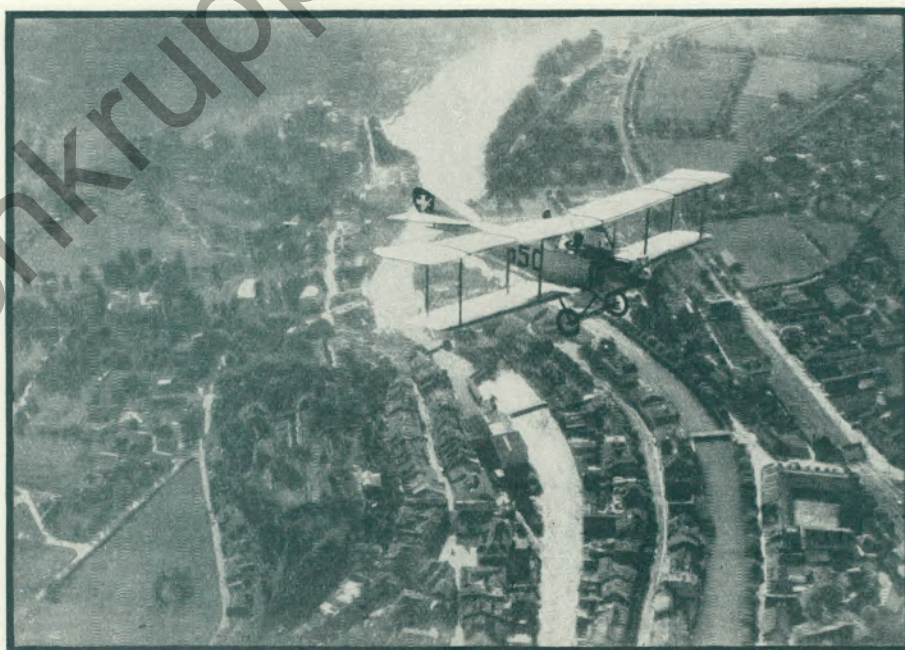
Panorama der Schweizer Hochalpen
mit eingezeichnetem (---) Flugweg. Unten (x) Start- und Landepfad.
Die in dem Text eingezeichneten Luftbilder sind, der Reihenfolge nach, numeriert, auf der Karte umrandet

Alpenflug.

Das Erlebnis einer Stunde.

Von W. Debus.

Zweihundertsechzig Propellerpferde reißen den Doppeldecker aus der „Allmend“, dem schweizerischen Militärflugplatz an der Nordwestkante des Thuner Sees, in viereinhalb Minuten auf fünfzehnhundert Meter und pressen mich in den primitiven Sitzgurt, daß ich im ersten Augenblick Mühe habe, hinter den Atem zu kommen. (Eine Maschine, die in drei Minuten tausend Meter zu klettern hat, verzichtet auf Kabine, Klubsessel und ähnlichen „Luftkomfort der Neuzeit“.) Die breit-



Zweihundertsechzig Propellerpferde reißen uns aus der Nordwestkante des Thuner Sees... — Thun mit der Aare.

gelagerten Flugzeuge hallen schrumpfen in der gleichen Zeitspanne zu dem auf grünem Linoleum ausgepackten Inhalt einer Spielzeugschachtel zusammen, den wir achlos hinter uns lassen, da die Stockhornkette, den Luftweg zum Berner Oberland versperrende Schranke, mehr reizt. Irgendwo hängt ein weißer Fackel und das leuchtende verwitterte Gesicht eines Berggipfels.

Im Augenblick, wo die Eineinhalbtausend-Meter-Hürde von uns mit gebührender Selbstverständlichkeit „genom-



„... ein von der Sonne überglitzertes Eismassiv, aus dem sich eine dreikantige Pyramide in die Unendlichkeit reckt: das Matterhorn...“

men“ wird, zerreißt der flächenhaft aus grauen Felswänden und blauem Himmel zusammengesetzte Bozhang in seiner ganzen Breite.

Prospekt: Faust II. Teil, 4. Akt. Regieanordnung: „Hochgebirge, starre, zackige Felsengipfel.“ Nur die Anfangsworte des Monologs: „Der Einsamkeit tiefste schauend unter meinem Fuß,“ wollen noch nicht so recht von der Zunge. Solange man noch Eisenbahnschlängel und Rindergekrabbelsieht und bewunderndes Gejohle von unten heraufwinkender Touristengruppen ahnt, kommt man sich mit der „tiefsten Einsamkeit“ noch ein bißchen großsprecherisch vor.

Über die Schultern der empört zu uns heraufstarrenden graugrün bemoosten Kuppen recken sich plötzlich links, rechts, vorne scharfgratige Felszacken. Und die Zacken ducken sich bescheiden vor den Eisriesen, die hinter ihnen weißleuchtend in das Blau des Himmels stoßen.

An der fremdenindustriell plattgetretenen Spitze der Niesenpyramide herstreifend, biegen wir ins Simmental ein, die Flußwindungen durch Überspringen der aus den Seitentälern hervorbrechenden Bergrücken abschneidend. Von links her leuchten Riental, Deschimesee und das breitgelagerte Gletschermassiv der Blümlisalp. Daß wir unablässig steigen, merke ich eigentlich — abgesehen vom Höhen-

messer, der, durch die Lederkappe des Führers verdeckt, nur durch Kopfgymnastik und unter eisiger Windmassage anzuvisieren ist — daran, daß die Berge, trotzdem sie oben schon sauber ausgezackte Hahnenkämme zeigen, zu uns heraufwinken, wenn wir sie überspringen, um die Windungen der Simme abzuschneiden. Oder...? Der weiße Wildstrubel links vorne und das weiße Wildhorn rechts vorne visieren uns, als wir uns zwischen ihnen durchdrängen wollen, aus einem Blickwinkel an, der ver-



„... springen über die Rhone...“
Etter am Fuße des Wildhorns im Rhonetal.



Der Magnet.

Radierung von Bruno Zwiener



„...bis wir, viertausendzweihundert Meter hoch, in Greifweite neben der Gipfelspitze der Jungfrau hängen.“

Die Jungfrau, hinter dem Jungfrauoch (links) der Große Aletschgletscher.

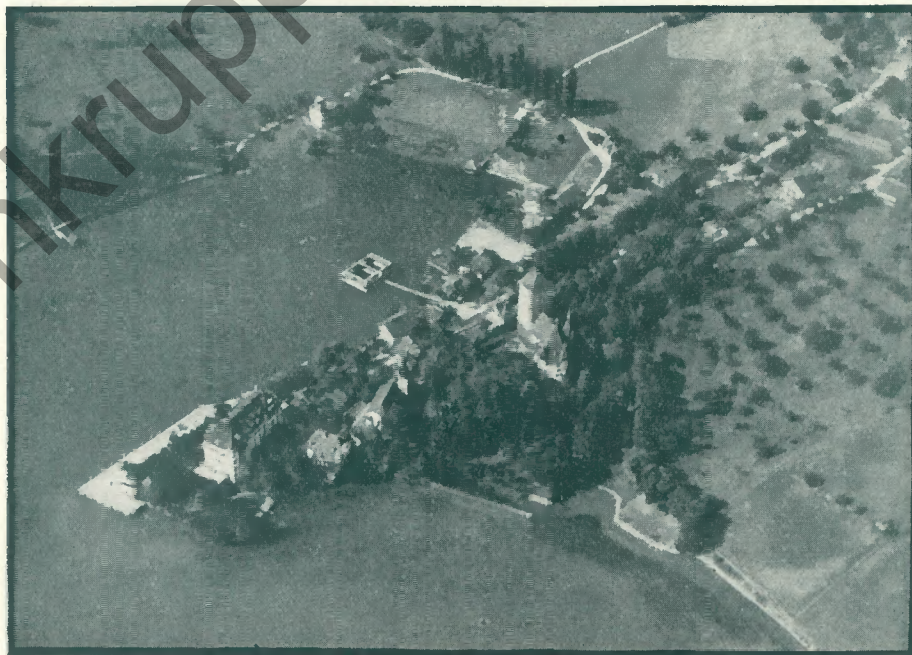
steilenden und zur Blümlisalp fast ebenso jäh abstürzenden Petersgrat hinweg — ohne den Ruf des Matterhorns beeinträchtigen oder gar der Ehre der Jungfrau zu nahe treten zu wollen: dieser Sprung über des Messers Schneide wird zum gewaltigsten Eindruck des ganzen Fluges! — streifen wir, immer in gleicher Höhe mit den weißen Eiszinnen, am Bietschhorn, Mittelhorn, Ebnefuch und Gletscherhorn wie an einer endlosen Eiskette entlang, bis wir, viertausendzweihundert Meter hoch, in Greifweite neben der höchsten Gipfelspitze der Jungfrau hängen. Ein riesenhaftes weißes Band, gleitet der Große Aletschgletscher, mit seinen breit strömenden Eiswellen das Urgestein beiseite drängend, hinter dem Jungfrauassiv ins obere Rhonetal ab.

Fast unmerklich, pausenlos, geht die Sinfonie über dem Lauterbrunner Tal aus dem himmelstürmenden Allegro in ein beruhigter klingendes Adagio

über. Von einer Felskuppe her, fast dreitausend Meter unter uns, winkt eine Fafne abwärts, oben weißlich-grün, schmal, mit klaren Umrissen, nach unten mehr und mehr in ein nebliges Weiß übergehend, breiter werdend, in den Konturen sich auflösend: der Staubbachfall bei Lauterbrunnen.

Mit abgestelltem Motor gleiten wir auf unsichtbarer Luftrodelbahn auf Interlaken zu. Thuner und Brienger See

wachsen hinter den Bergen auf. In einer weit ausholenden Kurve biegen wir nach Nordosten, suchen den vor wenig mehr als Stundenfrist achtlos fortgeworfenen Inhalt unserer Spielzeugschachtel wieder zusammen, der trübfilmhaft ausflächiger Gebundenheit körperlich in den Raum wächst und die Dimensionen eines Riesenspielzeugs annimmt. Wenige Minuten später schwebt, springt, hüpfet, stolpert, steht unser Vogel auf der Thuner Allmend, dem Ausgangspunkt unseres Luftsprunges über die Schweizer Hochalpen.



„Thuner und Brienger See wachsen hinter den Bergen auf...“

Schloß Spiez an Thuner See.



Siebenbürgische Landschaft.
Die Törzburg.

Siebenbürgen.

Siebenbürgen, Land des Segens,
Land der Güte und der Kraft,
Mit dem Gürtel der Karpathen
Um das grüne Kleid der Saaten,
Land voll Gold und Rebensaft —

.....
Sei begrüßt in deiner Schöne
Und um alle deine Söhne
Schlinge sich der Eintracht Band.
(Volkslied.)

Welch eine Überraschung für uns Deutsche, die wir nach tagelanger Reise durch bunte Nationalitäten in das „Bergische Land“, nach Siebenbürgen kommen, durch das Maros-Gzibin- und Mutafal, in die fruchtbaren Ebenen von Hermannstadt, Kronstadt, ins herrliche Burgenland, und in den Städten von groß und klein unsere Muttersprache hören, von Menschen, die zum weitaus größten Teil Deutschland nie gesehen haben und sich dennoch fest verbunden fühlen mit ihren Brüdern, die sie einst vor vielen hundert Jahren verließen, um ein unbewohntes Land zu kolonisieren und, unter unzähliger Bedrängnis und Gefahr zusammengeschmiedet, bewußt und unbewußt ihre Eigenart, ihre Kultur, ihr Volkstum und ihre Muttersprache bis in unsere Tage zu bewahren.

Das erste selbständige Leben knüpft sich in Siebenbürgen an die Geschichte des Goldbergbaus. Während der Völkerwanderung war das Land ein wechselvolles Lager deutscher Völkerschaften. 1141 bis 1161 rief König Geisa II. von Ungarn in die unbewohnten Teile des Landes Deutsche aus Glandern, vom Mittel- und Niederrhein, und 1211 verließ Andreas II. dem deutschen Ritterorden das Burgenland. In

Deutschland trat bei zunehmender Bevölkerung allmählich Mangel an Grund und Boden ein, und so ward der Ruf der Zeit: „Ins Ostland wollen wir reiten, hingehen ins östliche Land“.

Diese Ansiedlungen waren keine territorial zusammenhängende Einheit, sondern über das ganze Land verstreut und mit anderssprachigen Völkern durchsetzt, wodurch die Entwicklung erschwert wurde. Der Mongoleneinfall 1241 brachte sämtlichen sächsischen Ansiedlungen den Untergang. Nach ihrem Abzug begann die Besiedlung des Landes von neuem. Damals baute man die alten romanischen Kirchen und Türme unweit Hermannstadt wie auf sonnigem Hügel die prächtige Michelsberger Kirchenburg, in deren Ruine jetzt Eulen und Fledermäuse nisten. Daneben hielten die Kolonistengruppen einen Grenzschutz durch richtige Burgen für nötig; so entstanden dicht am Rotenturmpaß die Landskrone (1370) und im Burgenland die Törzburg. Man begann Dörfer und Städte zu befestigen, „da Ungarn nicht die Macht oder die Könige nicht die Zeit hatten, die Grenzteile zu schützen — Siebenbürgen also für sich selbst sorgen mußte“ (Teutsch).

1526 begann der erste Türkeneinfall. Sultan Soliman eroberte Siebenbürgen bis auf Hermannstadt. 1542 schlossen sich die Sachsen mit dem Adel zum „selbständigen“ siebenbürgischen Staat zusammen, aber schon im selben Jahre mußten sie die türkische Oberhoheit anerkennen. Da jedoch die Türken sich nicht in ihre inneren Angelegenheiten mischten, wurden ihre innerpolitischen Grundsätze nicht angegriffen.

Mit dieser Zeit der äußeren Unruhen fielen die Auswirkungen der Reformation zusammen. Hermannstädter Kaufleute brachten Luthers Schriften von der Leipziger Messe mit, Leben und Gestalt erhielten sie in Siebenbürgen durch Honterus. Die Spuren der Gegenreformation fanden sich auch in Siebenbürgen, wirkten sich aber unter der Herrschaft der Türken nicht stark aus. Parallel liefen in jener Zeit innerpolitische Kämpfe zwischen dem magyarischen Adel und der neuen Habsburger Regierung.

1704 brach über das Land der Kuruzenkrieg herein als Bürgerkrieg und Bauernaufstand. „Es ist eins der erschütterndsten Bilder dieser Zeit, daß selbst die Pest bisweilen willkommen geheißen wurde, weil sie die Einquartierung aus Haus und Dorf vertrieb.“ Unter Josef I. kam 1711 der Friede zu Ratibor zustande; die politischen Rechte und Freiheiten Ungarns und Siebenbürgens, wie die Glaubensfreiheit, wurden anerkannt. Hiermit endete in Siebenbürgen erst die Türken- und Fürstenzeit. Der siebenbürgische Landtag sprach 1688 die Worte aus: „Für ewige Zeiten aber werden in den Tafeln der Geschichte eingeschrieben bleiben jene entsetzlichen Trauergeschichte, die dieses Reich unter der türkischen Schutzherrschaft und der Zwiefracht seiner Fürsten ertragen hat.“

Siebenbürgen war nun ein Trümmerfeld, das neu aufgebaut werden mußte, mit einer gebrochenen Volkskraft. Eine Zählung 1765 ergab 125 000 Sachsen im ganzen Land. Siebenbürgen mußte sich „einfügen“ in den neuen Staat, und seine Verfassung wurde praktisch beiseitegeschoben. „Es handelte sich bei allen politischen Fragen im Grunde um die Freiheit der Sachsen, um die Frage des Bestandes als politische Nation.“ In diesen Tagen erwuchs den geschwächten Sachsen in Samuel von Brukenthal ein bedeutender Staatsmann, dem es dank seiner Persönlichkeit und seinem guten Einvernehmen mit Maria Theresia gelang, den erneuten Katholisierungsversuchen und Verfassungsbeschränkungen wirksam entgegenzutreten. 1768 wurde Siebenbürgen zum Großfürstentum ernannt.

Die Reformen Josefs II. brachten den Sachsen zwar eine erfreuliche Toleranz wie auch die Einführung der deutschen Amtssprache, auf der anderen Seite aber wurde ihnen die alte Landesverfassung genommen, mit der sie fest verwurzelt

waren. Die Einführung der deutschen Amtssprache rief in ganz Ungarn große Entrüstung hervor. Schließlich brachte das Restitutionsedikt 1790 den Zustand des Landes von früher wieder, nur das Toleranzpatent blieb. Nach Josefs II. Tode wurde zwar die alte Stellung der deutschen Sprache aufrecht erhalten, während die ungarische als Haupt- und Nationalsprache blieb. Hier machte sich aber eine neue Frage geltend, die nach der Berechtigung der Rumänen.

1825 regte sich in Ungarn die nationalliberale Bewegung und fand starken Widerhall in Siebenbürgen, wo die Regierung in konstitutionswidrigen Maßnahmen sehr weit gegangen war. Es kam zu Verfassungskämpfen in den Jahren 1841 bis 1847. Die Wallachen wollten endlich als vierte gleichberechtigte Nation anerkannt werden. Es kam zum Bürgerkrieg unter dem Anführer Janku, der heute noch jedes Jahr von den Rumänen gefeiert wird. Er mußte der österreichischen Übermacht weichen,

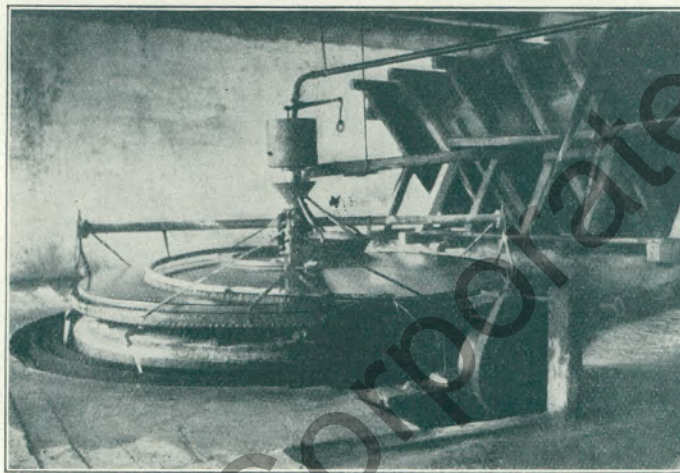
die 1849 Siebenbürgen seine frühere Selbständigkeit wiedergab und es zum Kronland ernannte. 1865 wurde das alte Wahlgesetz wieder gedruckt, was ein Übergewicht der Magyaren im Landtag zur Folge hatte und 1867 vollzogen wurde.

Einer der bekanntesten Vorkämpfer der sächsischen Freiheitsbewegung in Wort und Tat war St. L. Roth, der 1848 in Klausenburg als Rebelle erschossen wurde. Von 1867 an war Siebenbürgen eine ungarische Provinz. Der

Oberste Gerichtshof in Klausenburg wurde 1868 aufgehoben und das Land in Komitate eingeteilt; seitdem war man bemüht, das sächsische Partikularrecht aufzuheben, die Autonomie des sächsischen Königsbodens zu beseitigen und der Bevölkerung die magyarische Sprache aufzudrängen. „So wurde die Sprachenfrage zum Sachsenkampf und ist es geblieben bis zum heutigen Tag. Damals hat diese Frage eine zentrale Bedeutung bekommen, nicht nur durch die Erkenntnis, daß das Volkstum in erster Reihe in der Sprache zum Ausdruck kommt, sondern auch in dem Gemütswert, den die Muttersprache in der Volksempfindung erhielt...“

In den folgenden Jahren begannen sich die Sachsen energisch wirtschaftlich wie politisch zu organisieren. Das Vereinswesen in Handel und Gewerbe blühte, man gründete unter anderem das „Siebenbürgisch-Deutsche Tageblatt“. Im Schulwesen war der gefährliche Einfluß der Magyarisierung besonders zu spüren.

In ihren Befreiungskämpfen gingen die Sachsen und Rumänen nicht Hand in Hand, obwohl die Rumänen allein schon die Mehrheit in Siebenbürgen gewesen wären; ihre Ziele waren, abgesehen von der Bekämpfung der Unterdrückung, ganz verschieden, und es kam zu keinem gegenseitigen Vertrauen. Im Weltkrieg schlossen sich die Sachsen begeistert



Siebenbürgische Industrie.

Goldwaschmaschine im Staatlichen Stempelwerk Berespataß.

Lichtbild: F. Nisler.

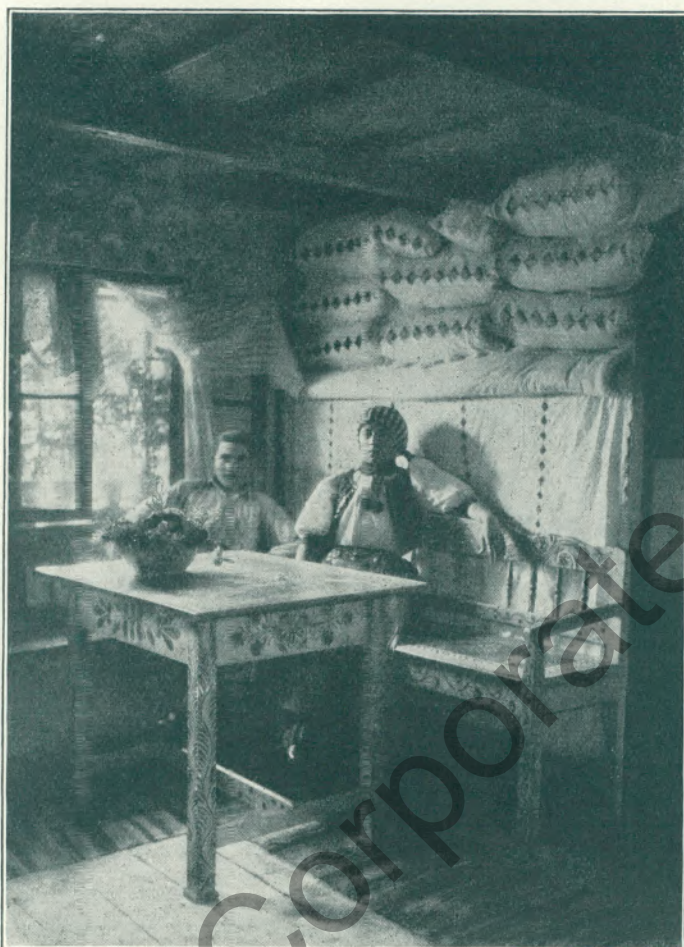
ihren fernern Brüdern an, und Siebenbürgen wurde wiederholt Kriegsschauplatz durch die einfallenden Rumänen. Nach der Revolution suchte Ungarn seine Selbständigkeit und Siebenbürgen wurde „frei“.

Am 1. Dezember 1918 wurde in der großen rumänischen Volksversammlung in Karlsburg der Anschluß Siebenbürgens und der angrenzenden Teile Ungarns erklärt, unter Zusicherung jeder Sprachen- und Glaubensfreiheit an alle Bewohner des Landes. Am 8. Januar 1919 folgte von sächsischer Seite die Nationalversammlung von Mediaş und am 6. November 1919 das sächsische Volksprogramm, dessen Kerngedanke ist, daß „die Siebenbürger Sachsen vereint mit den Deutschen Alt-rumäniens, des Banates, Bessarabiens, der Bukowina sowie aller anderen Gebiete Großrumäniens in das politische Leben des rumänischen Staates eintreten und zuversichtlich erwarten, daß diese Geschlossenheit für alle Zukunft gewahrt bleibe“. Wichtige Punkte in ihrem Programm erstrecken sich auf die Festlegung der vollen Religions-, Preß-, Versammlungsfreiheit usw., Gebrauch der deutschen Ortsnamen in Eingaben an Behörden, im Post- und Eisenbahnverkehr usw. Diese Grundzüge haben sich seit 1918 zwar anders ausgewirkt, und bis jetzt sprechen die Erfahrungen nicht für eine große Tolanz der Rumänen. Wie einesteils die Sachsen infolge ihrer durchschnittlich höhe-

ren kulturellen Entwicklung gern in der meist ausländischen Privatindustrie des Landes Anstellung finden, so werden die Beamten aus allen Staatsstellungen in Siebenbürgen, wenn möglich, herausgedrängt. Die Rumänen tun auch nichts für die deutsche Schule, die Sachsen schicken aber ihre Kinder nicht in rumänische Schulen, obwohl sie diese mit durch ihre Steuern unterhalten, sondern unterhalten ihre eigenen deutschen Schulen aus eigenen Mitteln. Sie besitzen vier Volksschulen, zwei Bürgerschulen, zwei Handelsschulen, ein Gymnasium und andere mehr, obwohl sie den größten Teil ihres Vermögens verloren haben.

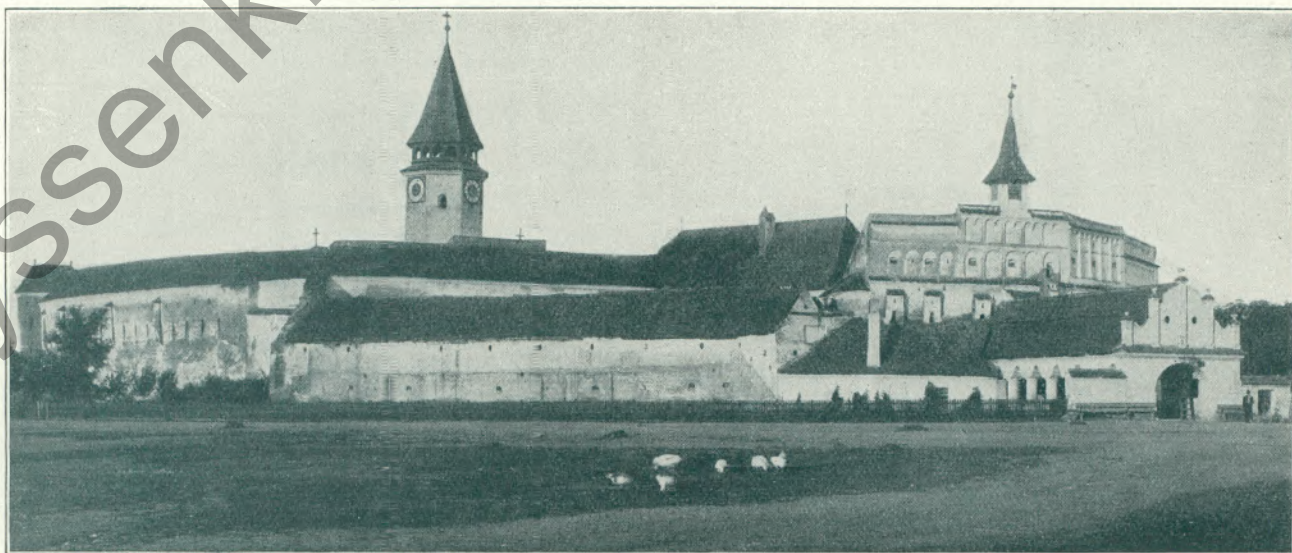
Wohl ist ein größerer Teil der rumänischen Bevölkerung bemüht, den Sachsen wie auch Deutschland entgegenzukommen; wirtschaftlich und geistig (Professor Jorga von rumänischer Seite) hat sich der Weg ja schon angebahnt. Der bewußte Gegensatz zu ihnen stand bis jetzt unter dem Zeichen der Despotie des verstorbenen Ministers Brătianu, dessen Politik über dem Königshaus stand. Hoffen wir, daß die Worte des vor-

zwei Jahren verschiedenen Königs Ferdinand von Rumänien, die er bei der Krönung in Karlsburg sprach, Gestalt annehmen: „Ich will, daß innerhalb der Grenzen Großrumäniens alle guten Söhne des Vaterlandes ohne Unterschied des Glaubens und des Volkstums sich der gleichen Rechte aller Rumänen erfreuen!“



Lichtbild: F. Mielert.

Siebenbürgische Heimatkunst.
Schreinermeister im selbstgezimmertern Heim.



Ungewollt.

Von Fritz Müller-Partenkirchen.

Bedaure, der Herr Lehrer ist nicht zu Hause“, sagte die alte verrunzelte Haushälterin zu dem großen fremden Herrn und wischte mit ihrer Schürze einen unsichtbaren Staub auf der Klinke der Gangtüre ab.

„Ich bin sein alter Schüler“, sagte der Fremde, der nicht gehen wollte.

„Dann — dann“, sagte das alte Weiblein unsicher, „dann — ich will doch mal fragen — er schläft nämlich immer um diese Zeit — einen Augenblick, bitte.“

Sie verschwand im Halbdunkel des Ganges, kehrte aber bei der Schillerbüste nochmal um.

„Wen darf ich — welchen Namen darf ich —?“

Der große Fremde hatte schon eine Besuchskarte in der Hand. Es war viel Bedrucktes darauf. So lang konnte sein Name nicht sein. Da mußten auch Titel und Würden auf der Karte stehen. Auf einmal hatte der Fremde die Karte wieder eingesteckt.

„Sagen Sie, der Schmalhofer Emil sei da“, sagte er geschwind.

Der Fremde saß allein im Besuchszimmer seines alten Lehrers. Er versuchte, das Zimmer vertraut anzusehen, die roten Armpolster auf den Fensterbrettern, die Bilder an den Wänden, den Tisch, die Stühle — aber das Zimmer schüttelte unvertraut den Kopf: „Ich kenne dich nicht.“ — „Ich bin doch meinem alten Lehrer sein alter Schüler.“ — „Ach, mein Herr hatte Hunderte von alten Schülern, Tausende vielleicht.“ — „Aber ich war doch sein Lieblingschüler.“ — „Mein Herr hatte Duzende von Lieblingschülern, in jeder Klasse jedes Jahr einen, das macht seit den einundvierzig Jahren, seit er unterrichtet.“ — „Aber ich bin doch unter den Duzenden der Schmalhofer Emil, der —“

Vis hierher war das stumme Gespräch zwischen dem Fremden und dem Zimmer gediehen, als aus dem Nebenzimmer eine sehr langsame Stimme wie von ferne hörbar wurde:

„Wie sagen Sie, Brigitte, daß er heißt? — Schmal Emil? — wie, Schmalhofer Emil? — warten Sie, warten Sie, Brigitte — ja, ja, jetzt weiß ich's wieder — einen Schmalhofer Emil hatte ich einmal — ganz am Anfang, ja, ganz am Anfang — war damals noch ein junger Lehrer, selbst beinahe ein Schmalhofer Emil — ja, ja, sagen Sie dem Schmalhofer Emil, sein alter Lehrer käme gleich, käme sofort . . .“

Der Fremde im Besuchszimmer lächelte. Er hatte den zerarbeiteten Kopf über die Stuhllehne geneigt und horchte, mit der Hand am geneigten Ohr, wie einer, der am Meeresstrand sich über einen Felsen beugt nach einer Melodie, die aus einem längst verschlossenen Wellengrabe aufsteigt und nun von fern dahergefegelt kommt, auf die ferne Stimme seines alten Lehrers, der da drinnen nach Schwerhörigenart so laut und langsam sprach.

Dann saß er auf dem Sofa seinem alten Lehrer gegenüber. Der hatte keinerlei Willkommenssatz gedrehselt. Nur immer angesehen hatte er den Fremden. Und erst nach einer ganzen Weile hatte er nach der Hand des Besuchers gegriffen und langsam und mit unverwandtem Gesicht gesagt:

„Das also ist — das also ist.“ Es war noch ein Fragezeichen in dem Satz. Er vollendete ihn auch nicht. Er suchte in dem fremden Gesicht nach das geistige Faltengewebe ab, an dem sein Unterricht einmal mitgewebt hatte. Aber er fand lauter fremde Knüpfungen, keine, die er geschlungen hatte. Das waren breite Linien des schaffenden Erfolges in der Welt da draußen. Das waren harte Arbeitsmuster, die keine Schule webt. Das waren unzählige Enttäuschungs-

fältchen, die keine Schule kräuselt. Das waren verwüstete Flächenstücke auf den Wangen, über die die Faust „Ich will!“ hinfuhr, bis hinauf auf die angegraute Schläfe — lauter Dinge, die keine Schule und kein Lehrer ins Gesicht von Schülern gräbt.

Jetzt zuckte der Fremde unter dem forschenden Blick des alten Lehrers ein wenig ängstlich mit den Augen. „Das also ist —“ hatte der zum dritten Male fragend angefragt. Und da war es, daß das ängstliche Augenzucken die Leine, die Erkenntnisleine über die fünfunddreißig Jahre hinüberwarf, und daß der alte Lehrer nicht mehr fragte, sondern händeschüttelnd zum vierten Male anhub:

„Ja, ja, das ist noch mein alter Schmalhofer Emil, grüß Sie Gott!“

„Grüß Gott, Herr Lehrer“, sagte der Fremde.

„Sie sind was Tüchtiges geworden da draußen, in den fünfunddreißig Jahren, ich seh' es Ihnen an.“

„Wie man's nimmt, Herr Lehrer. Sie haben mich Bahnen im Orient bauen lassen. Sie haben mich zum Leiter von Gesellschaften gemacht, die deutsche Pionierarbeit im Auslande leisten. Sie —“

„Emil Schmalhofer“, unterbrach ihn der Lehrer, „Sie erzählen dieses, sie, als wären dieses, sie, die Leute, als würde dieses, sie, klein geschrieben.“

„Und wie meinen Sie, Herr Lehrer, daß es geschrieben werden müßte?“

„Groß. Nicht die Leute haben Sie zum Pionier gemacht. Sie selber taten's, Emil Schmalhofer.“ Stolz auf seinen alten Schüler schimmerte im Satz.

„Hm, mit dem großgeschriebenen, Sie, mögen Sie vielleicht recht haben, Herr Lehrer“, sagte der Besucher bewegt.

„Na also, Schmalhofer Emil“, klopfte ihm der Lehrer auf die Schulter.

„Aber nicht so, wie Sie es meinen, sondern — sondern umgekehrt.“

„Umgekehrt? Sie, umgekehrt gibt, Eis“, scherzte der Lehrer.

„Eis? Gut, auch das soll gelten, Herr Lehrer. Ich bin heute zu Ihnen gekommen, ein fünfunddreißigjähriges Eis zu schmelzen. Um Ihnen zu sagen, Herr Lehrer, daß ich den Erfolg auf meiner Lebensleiter Ihnen verdanke. So meine ich das, Sie. — Sie haben mich zum Pionier da draußen gemacht —“

„Ich?“ sagte der alte Mann erschrocken, „ich? Sie täuschen sich, Schmalhofer Emil — Sie müssen einem alten Lehrer nach so langer Zeit keine freundlich geschmierten Honigschnitten überreichen — ich weiß ganz genau, daß erst das Lebensfeuer hinter der Schule den Stahl macht — daß so ein ehemaliger Lehrer für Deutsch und Geschichte blutwenig zu der Stahlbearbeitung beitragen kann und —“

„Herr Lehrer, Sie müssen mir schon den Gefallen tun, meine Worte ernst zu nehmen. Als Leiter einer Auslandsbahn von zehntausend Kilometer ist man kein Schönheitschwäher mehr. Da meint man, was man sagt. Da reißt man nicht mitten in der Arbeit einen Tag und eine Nacht extra in die vergessene Heimatstadt, um seinen alten Lehrer einen vollgestrichenen Honiglöffel hinzuhalten: Bitte, machen Sie den Mund auf, Herr Lehrer.“

„Schmalhofer Emil“, jubelte da ein alter Lehrer, „wäre es wirklich möglich, daß ich armes Lehrerlein, ohne es zu wissen, Ihnen — Ihnen —“ Er fand die Worte nicht.

„— mit die Türe aufgestoßen haben zu einem steilen Bergweg, jawohl, Herr Lehrer, das ist nicht nur möglich, das ist mehr als möglich, das ist die Wahrheit.“

Der Lehrer war vom Sofa aufgesprungen. Ein Stößlein verbesserter blauer Hefte hatte er achlos von einem Tisch gewischt. Ans Fenster war er mit den alten Füßen getrippelt. Auf die roten Fensterbrettkissen hatte er von rückwärts seine Arme aufgestützt. Zu wachsen schien er. Der dünnbehaarte Lehrerschädel trommelte vor Erregung an der Fensterscheibe.

„Aber Schmalhofer Emil, bedenken Sie doch nur,“ sagte er, mit einem Abendrot auf den alten Wangen, das einem Morgenrot auf Mädchenwangen zum Verwechseln ähnlich war, „bedenken Sie doch nur, Schmalhofer Emil, was könnten die paar deutschen Aufsatzelein für einen Einfluß —?“

„Ich meine nicht den deutschen Aufsatz, Herr Lehrer.“

„Oder was könnte der Lieblingskaiser meines Geschichtsunterrichts, was könnte Barbarossa auf Sie für einen Einfluß —?“

„Es war auch nicht der Barbarossa, Herr Lehrer“, wetterte es über des Besuchers Gesicht.

Einen Augenblick schien der Lehrer betroffen. Seine hochgestützten Hände schienen vom roten Fensterpolster herabrutschen zu wollen. Aber dann strafften sie sich wieder:

„Aha, jetzt weiß ich's,“ sagte er fast verschmüht, „jetzt weiß ich's. Der Leonidas, der heldenhafte Leonidas, den ich euch schilderte, der war's, der auch Sie auf Ihrem Weg begleitet hat, und der —“

„Nein, Herr Lehrer, der Leonidas hat mich nicht begleitet. Seien Sie nicht böse, daß ich heute kaum mehr als seinen Namen von ihm weiß, wenn ich auch einen Nebensitzang unserer großen Eisenbahnlinie in sein Land hineingelegt habe —“

„Wie, die Thermopylen hätten Sie beschient mit Ihrem Eisen?“

„Nicht ganz, Herr Lehrer. Aber ich und mein Eisen sind in dieser Stunde Nebensache. Von Ihnen wollten wir ja sprechen, von Ihrem Eisen, das Sie mir ins Rückgrat eingeschoben haben, und das nicht gebrochen ist bis heute, Herr Lehrer.“

„Von meinem Eisen?“ stotterte der alte Lehrer, „ich wüßte wirklich nicht, Herr Direktor, daß —“

„Schmalhofer Emil heiß ich.“

„Ich wüßte wirklich nicht, Schmalhofer Emil, daß in meinem Unterricht jemals die Rede war vom Eisen oder etwas Eisernem.“

„Sie haben recht, Herr Lehrer: Nicht in Ihrem eigentlichen Unterrichte —“

Die aufgestützten Hände rutschten jetzt wirklich vom Fensterpolster herab. Kleiner wurde die Gestalt. Der alte Lehrerschädel trommelte nicht mehr gegen die Scheibe dahinter. Vornüber sank er ein wenig. Kaum sichtbar war der alte Lehrermund, der jetzt murmelte:

„Nicht in meinem Unterrichte, Schmalhofer Emil — nicht in meinem Unterrichte?“

„Wenigstens nicht in Ihrem amtlichen Unterrichte, Herr Lehrer.“

„Ach so, Sie meinen, nicht im lehrplanmäßigen,“ leuchtete die Lehrerhoffnung bescheidener wieder auf, „Sie meinen sicher eine Randbemerkung, die nicht eigentlich zum Unterricht gehörte, ja, ja, mit solchen unvorgeschriebenen Glossen kann ein Lehrer sein Herz oft mehr aufschließen als mit einem langen Lehrplan, ach ja, ach ja.“

Jetzt hatte sich auch der Besucher vom Sofa erhoben. Ganz nahe war er seinem Lehrer unters Angesicht getreten. Fest schaute er ihm ins Auge, als er sagte:

„Recht haben Sie. Das von den Erziehern Gewollte, das Lehrplanmäßige, ist nie das Entscheidende für einen Jungen. Entscheidend ist das Ungewollte, selbst das Unbewußte — was einem so herausrutscht — nein, nicht herausrutscht — was plötzlich wie ein Falke in die Luft stößt und den Schüler auf den Schwingen mitnimmt — Kreise ziehend — hoch, höher — weit hinein in den Orient etwa —, und sehen Sie, um für ein solches ungewolltes Wort aus Ihrem Mund zu danken, für einen solchen Falken, der einmal von Ihnen in die Luft

stieß und den Schmalhofer Emil hochnahm, ohne daß Sie's wußten — deshalb bin ich hergekommen — diesertwegen hat's mich nach fünfunddreißig Jahren plötzlich einmal gepackt: Mensch, geh' zu deinem alten Lehrer und danke ihm für jenes gute Wort, bevor's zu spät ist.“

Vielleicht wissen Sie noch vom Schmalhofer Emil, daß er eigentlich ein schüchterner Junge war. Jawohl, von Natur aus hatte ich immer Angst — noch heute spüre ich manchmal einen Rest davon in einem ungewissen Augenzwinkern — aber damals saß mir die Angstlichkeit um und um, die mich nicht herzhast anfassen ließ, die mir weite Strecken meiner Jugendzeit unrettbar verdorben hat. — Wovor ich ängstlich war, weiß ich selber nicht — vielleicht vor mir selber und den Kräften, die in mir schlummerten — sei's wie's sei, ich hatte alle Klassen durch Angst vor meiner eigenen Courage, bis — bis mich in der letzten Klasse ein Satz von Ihnen wandelte — nein, nein, lassen Sie mich fertig erzählen — es ist jetzt ganz rasch gesagt, wie Sie einmal in einer Geschichtsstunde nicht erschienen sind — wie eine Viertelstunde, eine halbe Stunde in unserer Klasse verging — wie wir unruhig wurden — wie mich die andern aufs Rektorat hinunterschiedten — wie ich zaghaft im Vorzimmer des Rektors stand und nicht zu klopfen wagte — wie zwei erregte Stimmen aus dem Rektorzimmer kamen — wie eine Stimme sagte, ich weiß es noch wie heute, weil es wie ein Aufschrei klang: „Ich habe immer das getan, wovor ich mich gefürchtet habe!“ — Ha, wie eine Offenbarung traf dieser Satz mein Jungenherz — aus dem Vorzimmer rannte ich, wieder die Treppe hinauf ins Klassenzimmer. Die Klasse lärmte mir entgegen: „Was ist, was hast gehört?“ — „Was ich gehört habe,“ sagte ich wie geistesabwesend, „ich habe immer das getan, wovor ich mich gefürchtet habe.“ . . . Was ist Ihnen, Herr Lehrer? Ist Ihnen nicht wohl? — Habe ich täppisch alte Erinnerungen heraufbeschworen, die Ihnen wehe tun? — Reden Sie, reden Sie, Herr Lehrer!“

„Es ist nichts — mir ist nicht gut — das Alter eben, das Alter, Schmalhofer Emil,“ versuchte das plötzlich eingefallene Gesicht des alten Lehrers zu lächeln, „seien Sie mir nicht böse, wenn ich — wenn ich —“

„Ich gehe — aber ich darf wiederkommen — morgen, nicht wahr, wenn Ihnen wieder gut ist — ich habe — ich habe Ihnen ja noch gar nicht richtig gedankt — gedankt für Ihren Satz von damals — für Ihren Edelsalken, der mich hochnahm: „Ich habe immer das getan, wovor ich mich gefürchtet habe, — denn sehen Sie, von da ab tat ich, was ich damals hörte — tat ich immer gerade das, wovor ich mich gefürchtet habe, und bin — und bin ein Pionier geworden, Herr Lehrer — dafür dank' ich Ihnen, Herr Lehrer — nicht böse sein, Herr Lehrer, gelt? — und morgen darf ich wiederkommen . . .“

Er kam nicht wieder. Ein Bote suchte ihn im ersten Hotel und brachte ihm ein Brieflein. Bittfrig liefen auf dem Briefbogen ein paar Sätze durcheinander:

„Mein lieber Schmalhofer Emil, Sie müssen nicht mehr wiederkommen. Sie haben sich geirrt. Zweimal sogar. Den Satz vom Tun und Fürchten hat in meiner bittersten Stunde der Rektor gesprochen, nicht ich. Sie haben die Stimmen verwechselt. Und auch den Satz selber hörten Sie nicht richtig. Ein, nicht' darin muß in der Rektorstür damals stecken geblieben sein. „Ich habe das getan, wovor ich mich nicht gefürchtet habe“, hat damals mein Rektor und mein Feind gesagt. Nehmen Sie's nicht tragisch. Daß Sie ein Falke hochnahm, der aus Ihrer eigenen Brust stieg, nicht aus der Ihres alten Lehrers, ist das Schlimmste nicht. Entscheidend für einen Jungen“, sagten Sie, „ist nicht des Lehrers Lehrplan, sondern ist sein Ungewolltes.“ Recht haben Sie. Ich bin bescheiden geworden, lieber Pionier; ich bin zufrieden mit dem Ungewollten. Ihr alter Lehrer.“

Willensfragen.

Von Franz Anton Bechtold.

Ein sehr belesener Gelehrter erklärte mir einmal: „Jetzt hab' ich's, wonach ich solange suche: Es gibt Verstandes- und Willensmenschen! Die Verstandesmenschen leiden unter der Fülle ihres Wissens und sind deshalb nie recht handlungsfähig. Die Willensmenschen sind nicht durch Wissensfülle eingeengt, also freier und deshalb handlungsfähiger.“

Mir erscheint es richtiger, von Wissensmenschen und von Zielmenschen zu sprechen; denn vom Verstand wird niemand bedrückt, allenfalls vom vielen, sehr vielen Wissen. Der Zielmensch (im allgemeinen unzutreffend Willensmensch genannt) geht schnurstracks auf sein Ziel los, jedenfalls: sein Geist zielt auf etwas, bewegt sich in der Richtung auf das Ziel, und dabei wird alles lebendig bei ihm. Zwischen den Gedanken und der Ausführung ist kein merklicher Unterschied, die Einbildung geht in die Ausbildung und in die Tat über.

Gerade jener Gelehrte ist mir dafür ein gutes Beispiel. Ich habe ihn oft beim Arbeiten beobachtet. Er, der sich für einen Verstandesmenschen hielt, handelte in vielen Fällen wie ein Ziel- (Willens-) Mensch. Hatte er sich vollgelesen mit bestimmten Gedanken, so drängten sie ihn zur Wiedergabe: zur Aussprache oder zum Niederschreiben. Dies machte sich sogar körperlich bemerkbar: er war voller Bewegung, seine Pupillen vergrößerten sich, die Augen glänzten, der Kopf reckte sich: es „ging los“ bei ihm, es mußte losgehen, weil er in hoher Spannung war.

Diese Spannung gilt es herbeizuführen. Wenn sie nicht vorhanden ist, kann man „wollen“ und nochmals „wollen“, und nichts von Belang wird erreicht werden. Wenn wir uns am Abend vornehmen: Morgen tußt du dies ganz bestimmt (also voller „Willen“ sind), und wir machen verträumt oder schlaff auf, und diese Schlaffheit hält an, so wird aus unserem Vorhaben nicht viel werden. Das hat wohl schon jeder an sich erlebt. Wachen wir aber frisch und munter auf, dann sind wir rasch in unserem Vorhaben darin. Wir sind darin und wissen gar nicht, wie. Im anderen Fall: Selbst das, was uns am Abend vorher klar schien, ist am nächsten Morgen unklar, verworren, dunkel. Strengen wir uns in diesem Zustand noch besonders an, das Unklare klar zu machen, das Entfallene heraufzubringen, so wird erst recht nichts daraus. Das Geistige hat seine eigenen Gesetze, es rückt nicht auf Kommando vor, es läßt sich nicht erzwingen. Wenn wir ihm seine Erneuerungszeit lassen, sammelt es sich wieder, und wir können mit ihm vorrücken. Daraus geht hervor, daß es haushalterischer ist, seinem Eigengesetz zu folgen, als sich in ungeeigneter Stunde zu bezwingen zu versuchen. Jeder muß es für sich tun, keiner kann es für den andern tun. Ich habe es an mir erprobt, daß es für mich empfehlenswert ist, mindestens eine Stunde bei dem einmal Vorgenommenen zu verharren; meist klappt es dann; wenn es nicht klappt, schinde ich mich nicht damit herum, sondern nehme mir etwas vor, was mir leichter eingeht. Bei aller Selbstzucht: es geht

eben nicht an jedem Tag alles. Aber etwas ist immer möglich. Das suche man heraus, bleibe dabei und fördere es, so gut es geht. Das sind aber keine Fragen des Willens, sondern der Erkenntnis, der Urteilsfähigkeit. Wenn ich dabei beharre, morgens zu tun, was ich mir am Abend vorher vorgenommen habe (also meinen „Willen“ durchführe), werde ich am Ergebnis des Tages sehen, wie weit ich gekommen bin. Daß ich vorwärtskomme, ist die Hauptsache, nicht, daß ich unbedingt meinen Willen durchführe.

Es ist kaum etwas gewonnen, wenn wir einem Zögerer, einem zu keinem Entschluß Kommenden sagen: „Du wirst nie etwas von Belang erreichen, wenn du alles aufschiebst.“

Bist du von einer Sache überzeugt, gehe auch alsbald an ihre Ausführung. Du mußt ja oder nein sagen, dich für den einen oder den andern Weg entscheiden, wenn dir alles klar ist. Das ist alles richtig, aber damit ist dem Menschen, der sich nicht entscheiden kann, nicht geholfen. Damit, daß man sagt: „Wankelmüt ist gefährlich, du mußt dich für oder wider entscheiden!“ hat man den Weg zur Entscheidung nicht geebnet.

Die Entschlossenheit ist ebenso wenig ein Ding, wie der Wille ein Ding ist. Wir müssen fragen: Woher stammt die Entschlossenheit? Welches sind die Quellen des Mutes? Entschlossen und mutig kann ein Mensch sein, weil er die Schwierigkeiten oder Gefahren nicht kennt. Das sind die Entschlossenheit und der Mut des Unerfahrenen. Darüber wollen wir uns aber hier nicht unterhalten. Entschlossenheit muß aus

Kenntnissen und Erkenntnissen hervorgehen. Wie kann ich mich entscheiden, wenn ich nicht klar sehe, wie ich mich entscheiden soll? Wie hier schon angedeutet wurde: an der Erkenntnis fehlt es bei den Schwankenden, an der klaren Erkenntnis. Es gilt also nicht, an der Entschlossenheit und Unentschlossenheit herumzudoktern, sondern geradeswegs auf Erkenntnis auszugehen, die zur Tat drängt, eine Erkenntnis, die so gesättigt und gefüllt ist, daß sie sich entladen muß.

Sich nicht entscheiden können läßt auf Zweifel schließen. Deshalb müssen zuerst die Zweifel beseitigt werden, wenn Entschlossenheit herbeigeführt werden soll. Bei dem einen Menschen ist dies leichter und bei einem andern schwerer. Wem es schwerer wird, sich zu entscheiden, der muß denken, sich im Denken und Erkennen üben. Und dann muß er sich ein Beispiel an anderen nehmen, aber nur an solchen, die sich nach klarer Erkenntnis entschließen, nicht an solchen, deren Entschlußfähigkeit aus dem Mute der Unerfahrenheit stammt.

Die Unentschlossenheit ist keine unheilbare Krankheit; sie ist ein Mangel, aber ein in hohem Maße behebbarer. Zur Behebung sind allerdings Seelen- oder Bewußtseinskunde, Einfühlungsfähigkeit, Menschenkenntnis und Ausdauer nötig. Bildlich gesprochen: die Scharte an der Messerklinge muß ausgewetzt werden. Dazu braucht man einen Weßstein, und man muß zuvor genau nachsehen, wo die Scharte ist, und von welchen Seiten ihr am zweckmäßigsten beizukommen ist.

Was heute nicht geschieht, ist morgen nicht
getan,
Und keinen Tag soll man verpassen,
Das Mögliche soll der Entschluß
Beherzt sogleich beim Schopfe fassen;
Er will es dann nicht fahren lassen
Und wirket weiter, weil er muß.

*

Liegt dir gestern klar und offen,
Wirkst du heute kräftig, frei . . .
Kannst du auf ein morgen hoffen,
Das nicht minder glücklich sei.

Goethe.



Deutschordensschloß in Mergentheim.

Rathaus in Michelstadt.

S. P. M.

Die alte Stadt — eine eigene Musik schwingt in diesen schmucklosen Worten, Heimatgefühl und Wandersehnsucht in einem klingenden Akkord verschmolzen. Jedem, der nicht schönheitsblind wurde in ratterndem Großstadtamerikanismus, bedeutet die alte Stadt ein Stückchen trauter Heimat, auch wenn er mitten im Turmhausviertel der Großstadt seine Wohnung hat. Denn nicht diese uniformierten Straßenzüge geben der Stadt ihr eigenstes Gesicht; der Reiz der Altstadt ist es, der die Menschen zu sich hinzieht, wo jeder das Seine findet, der Wissenschaftler, der Praktiker, der Künstler und — der Träumer.

Wer in der Großstadt den Zauber der alten Stadt sucht, die im Kerne jeder, auch der modernsten europäischen Großstadt schlummert, dem ist der Mond bester Helfer und Bundesgenosse. Er führt ihn in die engen, krummen Gäßchen, die sich, wie Schußsuchend vor denerbarungslosen Dissonanzen des nahen Großstadttrubels, um majestätisch ragende Kirchtürme schmiegen, deren Silhouette das schimmernde Mondeslicht

mit leuchtender Klarheit umgibt. Und die alten Gassen und Winkel, die im grellen Tageslicht so ärmlich und trübselig anzuschauen sind neben den herrischen Prachtbauten, die sie beinahe erdrücken, sie werden wieder wach in dem silbernen Glanz, mit dem ihr stiller Freund sie gütig übergießt. Sie vergessen den Kummer ihres verachteten Tagesdaseins, und der leise Nachtwind rauscht in den Zweigen alter Bäume das alte Lied: „Es war einmal —“. Aber der Mond ist auch ein gar eitler, alter Narr und sieht nicht nur gern sein Werk, sondern auch sich selbst; wo er in dunklen Wassern, in träumenden Weihern, in

still dahinfließenden Flüssen oder leise glucksenden Kanälen und Grachten sein Bild sieht, da wirkt der Zauber doppelt stark und bannet den nächtlichen Wanderer, der die altertümliche Uferstraße entlangspaziert oder auf einer alten Brücke steht, deren seltsame Konturen sich scharf in den silberbelauchten Wassern abzeichnen.

Die alte Stadt, die nicht durch das Getriebe der Großstadt zusammengedrängt und verkümmert wurde, und die durch die Einheitlich-



Platz vor der Stiftskirche in Alschaffenburg.

S. P. M.

keit ihres Gesamtbildes oder die Fülle ihrer erhaltenen Kunst- und Baudenkmäler sich heraushebt aus der Reihe der Provinzstädte, zeigt auch am Tage gern all ihre Schönheit und Pracht. In solchen Städten muß man aber meist erst dem Bezirk der Bahnhofshallen und Hotelbauten, der Industriebetriebe und Autohupen entfliehen, um „die alte Stadt“ zu finden. Es sind auch nicht die „Lebenswürdigkeiten“, die uns die alte Stadt so lieb werden lassen, es sind die Einheitlichkeit und Eigenart des ganzen Stadtbildes und sein harmonisches Verschmelzen mit der Landschaft, die dem Bilde erst seinen einzigartigen, unvergeßlichen Eindruck geben. Denn nicht nur das Einzelhaus, auch die Stadt ist aus der Landschaft erwachsen und paßt sich ihr in Gestalt, Anlagen und Baulichkeiten in erstaunlicher Weise an. Die Ebene, die in ihrer grenzenlosen Weite in scheinbarer

Ruhe soviel Unruhe birgt, sucht starke, hohe Stützpunkte für den sich im Endlosen verlierenden Blick. Ruffige Türme und ragende Giebel, die trotzige Strenge der Backsteingotik und ihr seltsames, grotesk-schnurriges Zierwerk entsprossen der niederdeutschen Tiefebene; so baute die stolze Hanse ihren reichen Städtekranz. Die tatenfrohe Kunstfreudigkeit eines reichen und mächtigen Klerus gab der süddeutschen Stadt ihr Gepräge, und dazwischen schenken uns die Vielheit der mitteldeutschen Landschaft und das Zueinanderfließen der Kulturen von Nord und Süd Städtebilder von eigener, herber Kraft und Schönheit.

Die alten Wälle mit ihren Trutztürmen sind, sichtbar oder unsichtbar, gleichsam der Zauberkreis, der die Welt der alten Stadt umschließt, das ernste, ehrfurchtberühende Tor, die

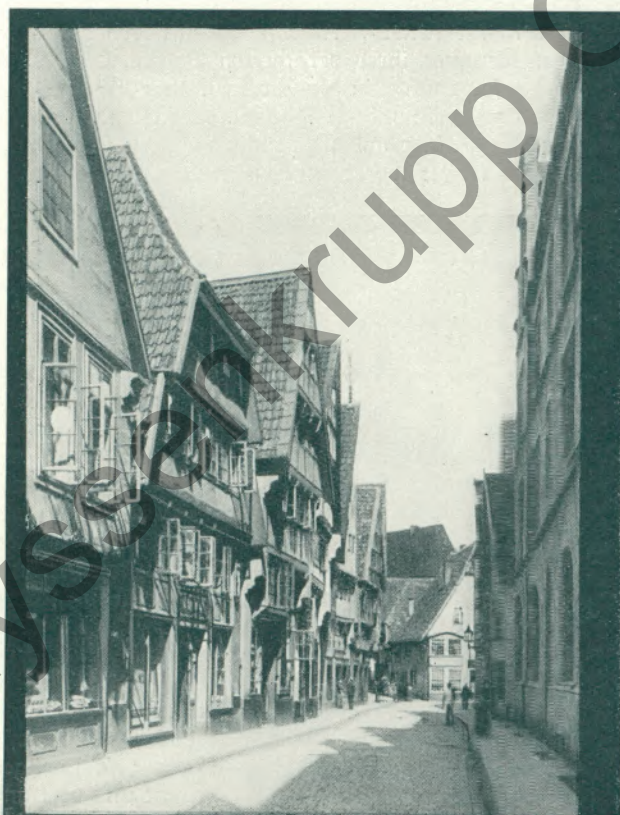
geheimnisvolle Pforte, durch die wir in diese Welt gelangen. Keine geraden Straßenzüge, die in leeres Nichts entschwinden, verwirren den Blick, kein unfreundlicher Gegensatz zwischen repräsentativen Prachtbauten und lieblichen Mietskasernen verstimmt uns, alles atmet Geschlossenheit und Traulichkeit. Überall umgibt uns das heimatliche Gefühl der „vier Wände“, die von Menschen geschaffen wurden, welche sich Wohnstätten erbauten, in denen es sich nicht nur sicher und zweckmäßig, sondern auch friedlich und schön wohnen ließ. Die Altstadt, die Wohnung des Bürgertums, bindet ein Gemeinschaftsgefühl, das uns heute, im Zeitalter der sozialen Kämpfe, verloren gegangen ist. Die Idylle des traulichen Beieinander- und Miteinanderlebens, die dem Pinsel eines Moritz von Schwind seine

entzückenden Motive schenkte. Die alten Wohnhöfe und Wohnstraßen, die stillen Kirchhöfe, die lustig-winkligen Handwerker-gassen und patriarchalischen Sackgassenerwecken in uns ein friedliches behagliches Gefühl des Geborgen-seins, das unseren armen, verkehrsgeplagten Nerven so unsagbar köstlich dünkt. Wenn man aber dann aus dieser beschaulichen Enge auf den großen Marktplatz tritt, welche andere Stimmung!

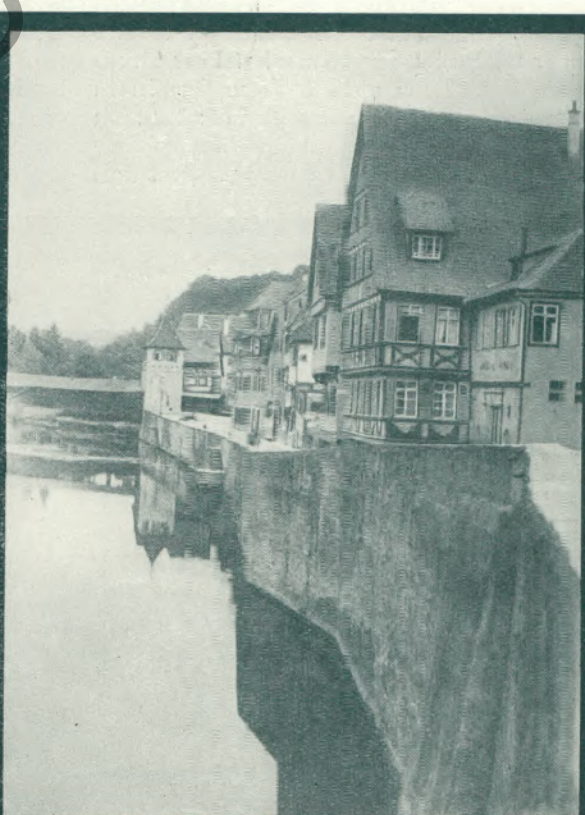


Dominusinsel in Favelberg an der Havel.

S. P. A.



S. P. A. Alte Straße in Osnabrück.



Häuserpartie am Reher in Schwäbisch-Hall.



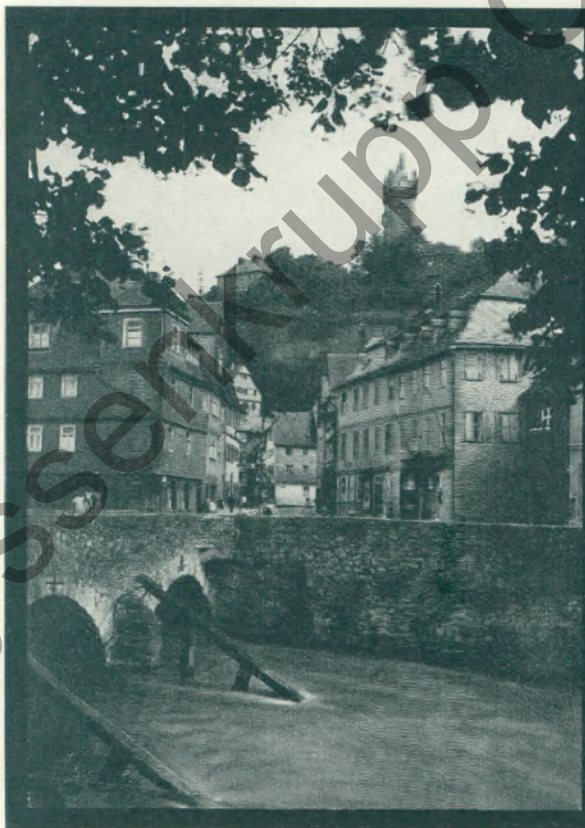
Das Schloß in Merseburg.

Hier ist alles weit und frei; stattliche Häuser, das Rathaus, in dem der Stolz des Fürgers oft Bauten von höchstem Wert und strahlender Schönheit errichten ließ, umsäumen diesen Platz, auf dem an regsamem Werktagen das Herz der Stadt pulst. Nicht weit davon, meist nur durch eine kurze Häuserreihe getrennt, verstummt das geschäftige Getriebe: der stille Kirchplatz, durch der die weltabgewandte Entrücktheit des Gotteshauses so schön und sinnfällig in Erscheinung tritt, gibt uns Andacht und Sammlung zur Betrachtung herrlichster Kunstschätze. Ob auf eigenem Platze herrschend, ob Markt oder Hauptstraße zugewendet, immer gliedert sich die Kirche ihrer Umgebung harmonisch ein; die kleinen Häuschen ver-

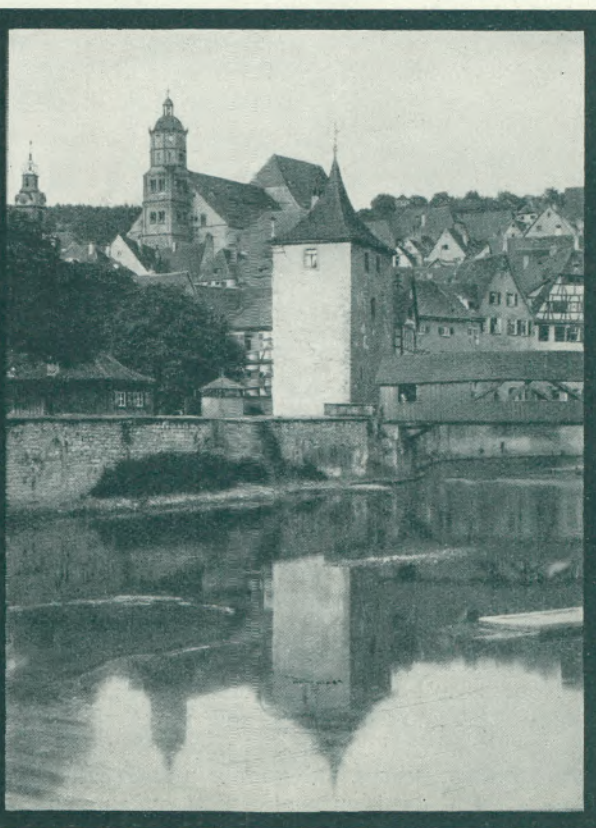
herrentum ihren Wohnsitz zum Mittelpunkt der Stadt machte, sie gleichsam unter ihren persönlichen Schutz nahm und auch auf diese Weise ihr ein stolzes, einzigartiges Gepräge gab. Die geschlossene Gedrungenheit mittelalterlicher Kultur, ihre zielsichere Zweckmäßigkeit und ihr tiefinnerliches Schönheitsbewußtsein verleihen der alten Stadt ihre Zaubermacht. Und wer sich diesem Zauber einmal ganz hingeeben hat, dem bleibt in der Erinnerung auch das Sehnen, zurückzukehren zu der alten Stadt, um in ihren Mauern träumend und schauend die unvergänglichen Werke zu genießen, die vergangene Geschlechter schufen und uns als ewiges Vermächtnis hinterließen.

einigen sich mit ihr zu einem einheitlichen Gesamtbild. Der Neuerungs- und Erneuerungswahn dieser Zeit war der alten Stadt nur feindlich, denn in ihrer Anlage hat auch der winzigste Bau seinen ganz bestimmten architektonischen Zweck. Gerade diese alten Häuslein sind es, die den Fremden immer wieder mit Entzücken erfüllen; man denke nur an das Bratwurstglockle in Nürnberg! Hier umfaßt uns nicht nur das erhabene Geschehen der Geschichte, hier ist es auch „ein groß Ergötzen, sich in den Geist der alten Zeiten zu versetzen“.

Mehr zum Rande der alten Stadt geschoben liegen stille Klöster mit kleinen Kapellen und stimmungsvollen Kreuzgängen oder ragt die wehrhafte Burg, wenn nicht geistliche oder weltliche Gewalt in kraftvollem



Dillenburg an der Dill



Stadtmauer von Schwäbisch-Hall.

Das Teutoburger Wald-Erholungsheim.

Auf unseren Aufsatz: „Empfindsame Reise in die Teutberge“ in Heft 7 des Jahrganges 1928 sind uns zahlreiche Zuschriften zugegangen, auf die wir im einzelnen vielleicht später zurückkommen. Für diesmal wollen wir uns darauf beschränken, einer Anregung zu entsprechen. Ein Leser schreibt uns: „Wir verdanken dem Hinweis im ‚Verk‘ vierzehn unvergeßliche Ferientage an einem wunderschönen Fleckchen deutscher Heimat Erde, trotzdem unsere Reisepläne ursprünglich auf die Schweiz abgestellt waren. Aber wer besitzt Entschlußkraft genug, im letzten Augenblick noch umzudisponieren. Daher empfehlen wir, im nächsten Jahr frühzeitig genug auf die Ferienmöglichkeiten hinzuweisen, die uns ‚Stahlwerkern‘ zur Verfügung stehen!“ Daher seien anregungsgemäß ganz kurz einige „Tips“ für den Besuch des Teutoburger Wald-Erholungsheims gegeben.

Das eine Wegstunde von Bielefeld am Hange des Teutoburger Waldes gelegene Erholungsheim, seit 1918 den tariffreien Beamten der „Gelsenkirchener“, seit Gründung der „Vereinigten Stahlwerke A.-G.“ (1926) denen der „Stahlwerke“ als Ferienaufenthalt zur Verfügung stehend, wird in diesem Jahre unmittelbar nach Ostern geöffnet, um Ende Oktober seine Pforten wieder zu schließen.

Inzwischen ist für weitere Annehmlichkeiten der Gäste gesorgt worden. Abgesehen von allgemeinen, die Behaglichkeit des Aufenthaltes fördernden Instandsetzungs- und Ausstattungsarbeiten sind insbesondere der Bau einer Regelsbahn und die Anschaffung von Ruhebänken und Liegestühlen zu erwähnen. Den Wünschen vieler Besucher wird hiermit Rechnung getragen sein.

Die Pensionspreise, für die nach wie vor Unterkunft und volle Verpflegung einschließlich Nachmittagskaffee gewährt werden, sind wie folgt festgesetzt worden:

Bei Zuteilung eines Zimmers im ersten und zweiten Stockwerk 5 RM., bei Zuteilung eines Zimmers im dritten Stockwerk 4,50 RM.

Für den Aufenthalt an den Pfingstfeiertagen wird, wie bisher, ein Aufschlag von 50% zu den vorstehenden Sätzen erhoben.

Für die Zimmer mit fließendem Wasser stellt sich der Preis je Person und Tag um 1 RM. höher.

Der Trinkgeldzuschlag beträgt auch weiterhin 10% des Rechnungsbetrages für Pension, Bäder und Getränke.

Eine Ermäßigung der Pensionspreise kann in der Zeit vom 2. April bis 6. Mai und vom 1. bis 31. Oktober 1929 bei Angestellten eintreten, deren wirtschaftliche Lage eine solche Vergünstigung angebracht erscheinen läßt, wenn die Beschäftigungsstelle des Angestellten sich für ihn und gegebenenfalls für seine Angehörigen zur Übernahme des Unterschiedes gegenüber dem normalen Preise bei der Anmeldung bereit erklärt hat. Der Pensionspreis beträgt alsdann

bei Zuteilung eines Zimmers ohne fließendes Wasser 3 RM.,

bei Zuteilung eines Zimmers mit fließendem Wasser 4 RM. Der Trinkgeldzuschlag verteilt sich in diesen Fällen entsprechend der Verteilung des Rechnungsbetrages.

Vordrucke für die Anmeldung zu einem Heimaufenthalt, gleichgültig während welcher Zeit, werden von den Werken vorrätig gehalten und sind daher zur Benutzung anzufordern.

Zum Aufenthalt im Heim berechtigt sind auch zukünftig nur die tariffreien Angestellten, und zwar nur zu Erholungszwecken; kranke Angestellte können also nicht aufgenommen werden. An Angehörigen sind zugelassen

a) bei verheirateten Angestellten Frau und Kinder, letztere nur, soweit sie noch zum Haushalt der Eltern gehören oder ganz von den Eltern abhängig sind, sowie die im Haushalt des Angestellten befindlichen Angehörigen, deren Ernährer er ist,

b) bei ledigen Angestellten etwaige, den Haushalt des Angestellten führende oder die dazu zählenden Verwandten, deren Ernährer er ist.

Kinder unter zehn Jahren können nur in beschränkter Zahl und nur in besonderen Fällen zugelassen werden. Entscheidung über die Aufnahme trifft die Verwaltung des Heimes.

Zur Erzielung einer bestmöglichen Ausnutzung des Heims sollen folgende, vom Beginn der neuen Betriebszeit an geltende Bestimmungen dienen:

1. Falls Absage aus besonderen Gründen notwendig, hat sie spätestens sieben Tage vor dem Zeitpunkt zu erfolgen, an dem ursprünglich die Ankunft erfolgen sollte, es sei denn, daß es sich bei dem Behinderungsgrunde um eine plötzliche ernsthafte Erkrankung oder dienstliche Unabkömmlichkeit handelt. Letztere würde im gegebenen Falle von der Beschäftigungsstelle zu bescheinigen sein. Bei nicht rechtzeitiger Absage gemäß vorstehendem ist der Pensionspreis für jede ausbleibende oder später ankommende Person bis zu

einer Woche zu zahlen.

2. Der Tag der Ankunft wird ganz berechnet, der Abreisetag zur Hälfte, wenn die Zimmerabgabe bis spätestens 15 Uhr an diesem Tage erfolgt.

Die Anmeldungen sind unter Verwendung des jetzt eingeführten Vordruckes wie bisher unmittelbar an das Heim zu richten.

Die Wiedergabe dieser sachlichen Bestimmungen über den Besuch unseres Erholungsheimes erscheinen uns angebracht, da erstens die hauptsächlichste Voraussetzung für die Erfüllung aller berechtigten Erwartungen, vor allem Klarheit über die sachliche Grundlage erfordert.

Ein Versuch, irgendwelche allgemein gültigen Vorschläge über die empfehlenswerteste Jahreszeit zu machen, birgt in jedem Falle gewisse Gefahren in sich, da die Witterungsverhältnisse unter Umständen den dicksten Strich durch die bestgemeinte Rechnung ziehen können. Nur einer Erfahrung sei an dieser Stelle Raum gegeben: wer nur ein einziges Mal das Glück gehabt hat, einen erwachenden Frühling oder einen durchsomnten Spätherbst mit allen seinen von Tag zu Tag wechselnden Reizen auszukosten, wird dieses Erlebnis nicht gegen den schönsten Sommer eintauschen.



Das Teutoburger Wald-Erholungsheim.
(Luftbild.)



Begegnung.
Radierung von Sepp Frank.

Die drei komischen Tiere.

Von Marie Schenk.

„Ich glaube nicht mehr an die drei komischen Tiere!“ sagte einmal ein kleines Mädchen stolz, und befragt, wer die drei komischen Tiere denn wären, sagte sie: „Der Osterhase, der Klapperstorch und — der Weihnachtsmann!“

Es gibt jetzt eine Strömung, die die drei komischen Tiere befiehlt, sie altmodisch, lächerlich und sogar gefährlich findet und sie am liebsten aus der Welt schaffen möchte. Ich möchte aber gern eine Lanze für sie brechen, wenigstens für Osterhasen und Weihnachtsmann. Mit dem Klapperstorch bin auch ich nicht so ganz einverstanden — aber davon später.

Manche Leute finden es unwahrhaftig, Kindern solche

Lügend Geschichten zu erzählen, wie daß der Osterhase Eier legt und der Weihnachtsmann um Weihnachten herum eine irgendwie beträchtliche Rolle spielte. Ich bin der Ansicht, daß dies mit der Wahrheit überhaupt nicht das geringste zu tun hat. Auch Märchen sind nicht wahr und sind doch auch nicht gelogen; tatsächlich laufen dieselben Leute, die gegen Osterhasen und ähnliches kämpfen, meist auch gegen die Märchen Sturm! Aber ich erlaube mir darauf hinzuweisen, daß auch der Faust nicht „wahr“ ist, besonders der zweite Teil wimmelt förmlich von „Lügen“. Wieviel bliebe überhaupt von unserer Dichtung, wenn man nur das gelten ließe,

was strenggenommen wahr ist? Solange sich große Leute am Faust erfreuen, sollte man Kindern ihre Märchen lassen und — den Osterhasen. Ich will ihn ja nicht gerade mit Faust auf eine Stufe stellen, aber ein kleiner Verwandter von ihm ist er immerhin.

Und er beglückt die Kinder. Als wir mit unseren Kindern kurz vor Ostern einmal spazierengingen, sprang dicht vor uns ein Hase auf und lief in der Richtung unseres Hauses davon. Unser damals Jüngster war sehr erregt von diesem Erlebnis, und als wir abends nach Hause kamen und es zufällig Eier gab, nahm der Vater heimlich das Ei des Jüngsten und bemalte es ein bißchen. Welche Seligkeit, als dieser das bunte Ei in seinem Eierbecher fand und erfuhr, der Osterhase hätte es für ihn gebracht! Er konnte sich kaum entschließen, es anzubrechen, lobte dann überschwenglich seinen herrlichen Geschmack und redete den ganzen Abend von nichts anderem.

Glaubt nun irgendein Mensch, daß man dieselbe Wirkung erzielt hätte, wenn man einfach gesagt hätte: Dies Ei hat dir der Vater eben mit Wasserfarbe angemalt?

Aber, aber! — Der Schaden, den dies und ähnliches in der kindlichen Seele anrichtet! Welch furchtbares Erwachen muß eines Tages kommen, wenn das Kind merkt, es gibt ja gar keinen Osterhasen! Muß es nicht einen Riß geben in dem sonst so vertrauensvollen Verhältnis zwischen Eltern und Kind, wenn es merkt, die Eltern haben jahrelang sein Vertrauen mißbraucht?

Nun, wenn es gestattet ist, ich halte diese Gedankengänge für lauter Humbug und Verstiegenheit. Ich habe dergleichen schon manchmal gelesen, aber ich möchte es doch einmal von einem lebendigen, wahrheitsliebenden Menschen bestätigt hören, daß seine Seele durch den Osterhasen Schaden gelitten hat. Bis dahin kann ich mir einfach nicht vorstellen, daß ein so harmloses Tier sich trennend zwischen Eltern und Kind schieben kann, wenn das Verhältnis sonst gut ist. Es kommt mir ebenso unmöglich vor wie etwa, daß ein Kind sich innerlich von seiner Mutter abwendet, wenn sie vor Tisch scherzend sagt: „Heute gibt es bloß Hafergrüße!“, und nachher gibt es Schokoladenpudding. Dies ganze Gebiet ist so durchtränkt von Liebe, Glück und Heiterkeit, daß ich irgendwelche gefährlichen Auswirkungen für ganz unmöglich halte.

Aber das schiefe Weltbild! Die Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß auch unsere größten Geistesheroen, Goethe, Schiller, Kant und Bismarck, mit solchen Hirnspinnweben großgezogen worden sind, und sie haben sich doch nachher ganz hübsch herausgemacht. Nein, wenn jemand ein schiefes Weltbild hat und sich im Leben nicht zurechtfindet, so ist doch wohl nicht der Osterhase daran schuld, die Gründe muß man etwas tiefer suchen.

Kindergehirne sind zum Glück nicht nur eindrucksfähig, sondern auch außerordentlich elastisch. Daß sie heute etwas glauben und morgen zu einer besseren Erkenntnis kommen, ist bei ihnen durchaus nicht ungewöhnlich, sondern gehört zur Tagesordnung. Alle Stadien, die der Mensch im Laufe der Jahrtausende durchlebt hat, durchläuft und überwindet der werdende Mensch teils im Mutterleib, teils im frühesten Kindesalter. Und das kleine Kind lebt im Zeitalter der Mythen, Sagen und Märchen. Alles, was diesem Bereich entstammt, ist ihnen gemäß, sie nehmen es freudig und bereitwillig auf als die ihnen entsprechende Nahrung, und dazu gehören auch Osterhase und Weihnachtsmann. (Freilich recht dürrstige Überreste aus einer von Dämonen und Spukgestalten wimmelnden Zeit! Aber wir haben einmal nicht mehr und sollten sie pflegen, da wir schwerlich imstande sein werden, neue zu schaffen!)

Dem Weihnachtsmann oder Nikolaus wird neben seiner Unwahrhaftigkeit auch oft zum Vorwurf gemacht, daß er die Kinder aufregt, ihre Nerven angreift. Dagegen läßt sich

nichts sagen; sicher gibt es Kinder, denen man den Nikolaus besser fernhält. Aber Eltern, die ihre Kinder kennen, werden am besten wissen, was sie ihnen zumuten können, und werden das Betragen dieses himmlischen Wüterichs gegebenenfalls etwas mäßigen. Ein bißchen aufregend muß er ja sein (sonst könnte ja gleich der Vater, wie er geht und steht, zur Tür hereinkommen und einige Äpfel und Rüsse austheilen), etwas von dem Glanz, aber auch dem Schrecken einer anderen Welt muß ihn umwittern, um so beseligender ist es dann auch, wenn er sich gnädig zeigt.

Die Kraft des kindlichen Wunderglaubens kann man gerade beim Nikolaus bewundern. Ich selbst besinne mich deutlich aus meiner Kinderzeit, daß ich die Mühe des Gewaltigen wiedererkannte, und zwar als den umgestülpten Fußsack, der unter dem Schreibtisch meines Vaters lag. Und einmal fand ich, kurz nachdem er dagewesen war, in irgendeinem Winkel seinen großen, weißen Bart. Man sollte denken, daß dies genügen müßte — aber nein, durchaus nicht! Die Reliquie erfüllte mich mit heiliger Echeu, weiter nichts. Ein Freund erzählte mir sogar, daß er als Kind die Hände des Nikolaus als die Hände seines Vaters wiedererkannte, aber nicht einmal das erschütterte seinen Glauben. Der Nikolaus hatte eben dieselben Hände wie der Vater — weiter nichts. Kann man da noch zweifeln, daß das Wunder dem Kinde angemessener ist als die Wirklichkeit?

Freilich, einmal kommt die Zeit, wo jedes Kind zu zweifeln beginnt, und dann, finde ich, sollte man den wankenden Glauben auch nicht künstlich stützen. Als ich bei einem Besuch des Nikolaus merkte, daß mein Ältester nicht mehr jenes ehrfürchtig-gesammelte Wesen zeigte, das dem Glauben an seine himmlische Herkunft entspringt, nahm ich ihn mir nachher beiseite, sagte, er wäre nun wohl soweit, daß er wüßte, welche Verwandnis es mit dem Nikolaus hätte — aber nun sollte er auch zeigen, daß er wirklich ein großer Junge wäre, und den Kleinen den Spaß nicht verderben. Er fühlte sich sichlich geehrt, so als Erwachsener angesprochen zu werden — von einer seelischen Katastrophe war dagegen nichts zu spüren. Nur mir war es ein bißchen wehmütig, daß nun einer aus meiner Schar schon das Paradies verlassen hatte!

Nun aber zum Klapperstorch! Es scheint unlogisch, daß ich ihn nicht liebe, wenn ich seine scheinbar so ähnlichen Kollegen, Osterhasen und Weihnachtsmann, in Schutz nehme. Ich habe darüber nachgedacht, wodurch sich dieser Widerspruch erklärt, und glaube, es ist dies: Osterhase und Weihnachtsmann sind sozusagen Wunder, Mysterien, die die platte Wirklichkeit erklären, aber der Klapperstorch ist für mein Gefühl gerade eine Platttheit, mit der man ein Mysterium zudeckt. Eine Mutter, die das unausdenkliche Wunder in sich wachsen fühlt und zugleich ihren anderen Kindern vom Klapperstorch vorplappert, das ist für mein Gefühl unvereinbar, ich wenigstens habe es nie recht fertiggebracht. Ich dachte dabei gar nicht so sehr an die Kinder, sondern ging vielmehr einfach von mir und meinem Empfinden aus; aber da das Kinderkriegen eine durchaus „erwachsene“ Angelegenheit ist, scheint es mir auch der richtigere und sichere Weg zu sein, hier von der Mutter auszugehen.

Ich habe also meine Kinder schon sehr früh „aufgeklärt“, wobei ich übrigens etwas enttäuscht wurde, denn sie nahmen meine Eröffnungen sehr ruhig und sachlich hin und gingen sofort zu etwas anderem über, zu einem Zirkus, glaube ich, der gerade ihre Gemüter beschäftigte. Die sinnigen, zarten Bemerkungen, von denen ich bei Beschreibung solcher Aufklärungswehestunden oft gelesen hatte, blieben gänzlich aus. (Freilich habe ich auch nur Jungen!) Dagegen zeitigte ihr neues Wissen allerhand humorvolle Blüten. Zum Beispiel sagte einer von ihnen, als ein neues Geschwisterchen unterwegs war: „Mutter, ich glaube, das Kindchen langweilt sich in dir — du mußt mal 'n bißchen Spielzeug runterschlucken!“

Ich möchte aber um alles in der Welt nicht meine frühe Aufklärung verallgemeinert sehen! Wem der Klapperstorch nicht widerstrebt, der soll ihn doch ruhig in seiner Kinderstube anwenden, solange es nützlich erscheint; irgend etwas ist auch an ihm, was dem Wunderglauben der Kinder entspricht.

Das Tier war von seltener Zählebigkeit, immer wieder erschien es auf der Bildfläche. Einmal, als er wieder irgend etwas vom Storch fabulierte, sagte ich ganz ungeduldig: „Aber Michelschen, ich habe es dir doch schon so oft gesagt — das Kind kommt aus der Mutter!“, worauf er unbeirrt



Mutterschaft.
Radierung von Sepp Frank.

Kinder sind ja so sehr verschieden geartet, das konnte ich auch anlässlich des Klapperstorches in meiner Kinderstube beobachten. Während die beiden älteren Jungen meine Belehrungen anstandslos hinnahmen, ließ sich der Jüngste seinen Klapperstorch, den er wohl irgendeinem Dienstmädchen verdankte, nicht so leicht rauben. Wie ein Kind mehrere Male ohne Erfolg geimpft werden kann, so habe ich ihn wohl fünf- oder sechsmal aufgeklärt, ebenfalls immer ohne Erfolg.

fortfuhr: „Ja, der Storch, der holt es aus der Mutter raus und fliegt damit zum Kinderteich, und da wirft er es rein, und dann fischt er es wieder raus und fliegt zurück und wirft es der Mutter durch den Schornstein!“

Was war da zu machen? Der Wunderglaube war stärker als alle meine Aufklärungen! Ich stellte meine Bemühungen einstweilen ein und überließ vertrauensvoll der Zukunft die Enträtselung der verwickelten Storchengeschichte.

Die Kindheit hat ihre Geheimnisse und ihre Wunder — aber wer kann sie erzählen und wer kann sie deuten? Wir sind alle durch diesen stillen Wunderwald gewandert — wir haben alle einst in seliger Betäubung die Augen geöffnet, und die schöne Wirklichkeit des Lebens überslutete unsere Seele. Im Herzen war es hell wie Frühlingshimmel, still und heilig wie ein Sonntagsmorgen.

Max Müller-Oxford.



Von Tieren und Kindern.

Von Dr. Karl Fuß.

Fred Hildebrandt: „Kinder“ (H. Stuffer, Berlin, 3 RM.). — Barbra Ring: „Peik“ (Georg Müller, Verlag, München, 5,50 RM.). — Paul Cipper: „Tiere sehen dich an“ (Dietrich Reimer, Verlag, Berlin, 8,50 RM.). — Svend Pleuron: „Die Färø vom Odinhof“ (E. Diederichs, Jena, 6,80 RM.). — Friedrich Schnack: „Das Leben der Schmetterlinge“ (Jakob Hegner, Hellaerau, 10,80 RM.). — Frið Bley: „Vom wehrhaften Raubwild“, „Vom nordischen Urwild“ (Voigtländer, Leipzig, je 6 RM.). — Manfred Ryber: „Unter Tieren“ (Verlag Neclam, Leipzig, zwei Bände, je 5,50 RM.).

Bezeichnenderweise hat sich die germanische Dichtung stets viel mit dem Tier beschäftigt. Tierliebe ist eine Auswirkung jener naturnahen Einstellung germanischer Rasse, die etwa in der deutschen Sage, in deutschen Märchen so wundervolle und tiefsinnige Gebilde hervorgebracht hat. Auch die neuere deutsche Dichtung weist Namen auf, deren Träger mit inbrünstiger Hingabe die Tierseele erforschten und erfaßten. Mit welcher Eindringlichkeit hat unser Hermann Löns das Leben in Feld und Wald in seinen Tier- und Jagdbüchern eingefangen; rühmend zu erwähnen wären ferner der viel zu wenig bekannte Frið Bley („Vom wehrhaften Raubwild“, „Vom nordischen Urwild“), Friedrich von Gagern, Egon von Kapherr und Manfred Ryber („Unter Tieren“), von ausländischen Autoren etwa E. S. Thompson-Seton („Der Ruf der Wildnis“, „Wolfsblut“), Ch. Roberts („Jäger und Gekjagte“) und Olaf Aslagsson („Der Conote“). Eine ansprechende Auswahl exotischer Tiergeschichten gibt S. W. Dahndke.

Zwei Skandinavier insbesondere, ein Schwede und ein Däne, haben in den letzten Jahren mit ihren Büchern das Interesse der Tierfreunde auf sich gezogen. Da ist einmal Bengt Berg, auf dessen Schaffen ich schon im letzten Dezemberheft des „Werk“ empfehlend hinweisen durfte. Sein halbes Duzend Tierbücher gehört zum Schönsten, was es überhaupt auf diesem Gebiete gibt. Nicht nur ist Berg ein Meister der Darstellung, der uns behutsam in die Lebensgewohnheiten der Tiere, der Vögel insbesondere, einführt und sozusagen unter der Hand den unterhaltendsten naturkundlichen Unterricht gibt — er ist auch ein Meister der photographischen Kamera, ein Zauberkünstler der Platte, der seine Beschreibungen mit den wundervollsten Aufnahmen aus dem intimen Kleinleben der Tiere illustriert. Sein letztes Buch ist dem schwedischen See-Loofern gewidmet, dem Mist- und Lummelpfatz alles möglichen Geflügels.

Der Däne Svend Pleuron pflegt mehr den Tierroman. Seine Tiergestalten, die Helden seiner Bücher, sind freilich nicht etwa verkapselte Menschen, keine belebenden „Fabelwesen“ (es gibt ja auch solche Tierromane, darunter recht gute) — der Dichter schlüpft sozusagen in das Tier hinein und erlebt die Welt von solchem Blickpunkt aus: als Kreatur. Dadurch ergibt sich eine ungemein packende Darstellung; dazu kommt die ins Feinste gesteigerte Naturbeobachtung Pleurons, so daß seine Werke jedem Freund von Natur und Kreatur geradezu eine Offenbarung sind. Wer könnte, wer sie einmal gelesen, etwa „Strix“ vergessen, die Geschichte eines Uhus, die wahrlich zu einem Nithus aufgetürmt ist? Oder „Meister Lampe“ oder „Käsenbold“? In seinem letzten Buche, „Die Färø vom Odinhof“, geht der Dichter technisch etwas anders vor: teilweise nur aus der Tierseele selbst heraus gestaltend, teilweise vom beobachtenden menschlichen Standpunkt aus. Eine Kuh, jawohl: eine Kuh ist es, die Pleuron hier durch ihr Leben begleitet, vom „Kalbtum“ bis zu ihrem Triumph als Zucht- und Prämienkuh. Über verschiedene Ställe geht dieser Weg — wohlbestellt und ärmliche, wo man sie gut, ja zärtlich behandelt, und wo man sie roh in die Weichen knufft. Die Lektüre ist ein einziger Genuß; man überliest sich an Pleuron nie. Noch eins: Ich wüßte nicht viele Bücher, die man so gerne in den Händen unserer reiferen Jugend sehen möchte als die Pleurons.

Und da ist Paul Cipper, den der „Werk“-Leser von dem Auffatz „Schöne Tiere im deutschen Zoo“ (Jahrgang 1928, Heft 3) her kennt. „Tiere sehen dich an“ nennt der Verfasser seine Skizzen von allerlei Geflügel. Auch dieses Buch muß jeder lieben, der sich nur ein bißchen den Sinn für die Natur und ihre Wunder — und ihre Rätsel bewahrt hat. Cipper ist Stammgast in den Zoologischen Gärten, er studiert die Affen und Tiger und Seelöwen und Zebras und Kängurus und Pumas und Steinadler und Schildkröten, und wie sie alle heißen; er hat seine Lieblinge unter ihnen und er beobachtet scharf und mit den Augen der Zuneigung. Er besitzt die seltene Demut der Liebe zum Geschöpf, das Schicksale erfährt wie wir. Mit ein paar Strichen umreißt er seine Erlebnisse in den Tiergärten, und wir stehen mit ihm vor den Schranken und Gittern und gucken gepackt, fasziniert, gerührt zu, wie sie Turzkärme schlagen, wie sie spielen, wie sie tückisch, wie sie zärtlich sind. Sachlich und doch empfindsam in gutem

Sinn sind Cippers Skizzen. Und dann die Photos von Hedda Walther: über alles Lob erhaben — wahrlich: „Tiere sehen uns an“.

Friedrich Schnack hat sich mit seinen naturnahen Romanen voller Waldzauber und verwunschener Romantik, die das Gesicht seiner französischen Heimat so schön spiegeln, einen guten Namen gemacht. Und nun überrascht er uns mit einem „Leben der Schmetterlinge“. Dieses Buch möchte man wahrlich „fröhliche Wissenschaft“ nennen. Ein gründlicher Schmetterlingsspezialist und naturseeliger Poet zugleich ist dieser Friedrich Schnack! Auch wer der Schmetterlingkunde ferner steht, läßt sich gerne von ihm in Leben und Sterben von Raupe, Puppe und Falter einführen und bewundert mit ihm die Schöpferwerkstatt der Natur, die sich gerade hier in unendlichen Variationen gefällt, sich geradezu verschwendet in Fülle und Röslichkeit der Einfälle. Und des Dichters Wortpalette ist gleichfalls überschwänglich reich wie die Farbenorgien seiner geliebten Falter; wie zart, wie behutsam sind alle diese Stimmungsbilder hingetupft. Zwischen die beiden Abteilungen „Tagfalter“ und „Nachtfalter“ sind einige „Falterlegenden“ eingeschoben, von denen besonders die erste, „Der Falter des Homer“, durch die Grazie und Tiefe zugleich des Motivs fesselt.

Schließlich sei noch auf Hans Ostwalds „Bergnützte Tiere“ hingewiesen, ein Sammelsurium von allerlei lustigen Geschichten, alten und neuen, bedeutsamen und harmlosen, in denen das Tier eine Rolle spielt. Vom tragischen Humor bis zum schnoddrigen Kalauer ist der bunte, vielleicht etwas allzu bunte Rahmen gespannt. Zeitlich von Abraham a Santa Clara bis zu Roda Roda! Claudius und Mörike und Schöffel und Reuter und Storm und einige Duzend andere mehr oder weniger illustre Autoren sind vertreten, aber auch der anonyme Wisblattensender. Ein recht unterhaltsames Buch, so recht geeignet für die Straßenbahn, das Zahnarztwartezimmer und schlaflose Nächte!

Braucht es besonderer Begründung, wenn wir neben Tierbücher solche über Kinder setzen? Wer verspürt nicht die innige Verwandtschaft des noch unverdorbenen, naturnahen, tollpatschigen Kindes mit der tierhaftesten Kreatur?

Da hat Fred Hildebrandt ein reizendes Büchlein geschrieben: „Kinder“ heißt er es einfach. Sprizige Feuilletons, mit der subtilen Kunst eines gewiegten Journalisten, aber auch der ganzen Liebe eines glücklichen Vaters geschrieben. Ein kleines Mädel ist die Haupt-„heldin“: in den Windeln, auf dem Löffchen, im Spiel in Haus und Hof, vor der Puppenküche; es zerkert, es schmollt, es lacht, es macht seine Streiche, es sielt sich behaglich im geliebten Straßendreck, es tyrannisiert ein bißchen seine Eltern — und ist das entzückendste Gottesgeschöpf von der Welt! Und allerlei Kropfzeug aus der Nachbarschaft ist auch dabei! — Die Zeichnungen von B. J. Dolbin sind dem köstlichen Text kongenial. Ein reizendes Geschenkbüchlein für Kinderliebe Leute und kostet nur einen Taler!

Darf ich zum Schluß noch „Peik“ vorstellen? Das ist ein kleiner siebenjähriger Schwedenjunge; Waise, von einem Großonkel, Professor, in seinen Junggesellenhaushalt aufgenommen. Wie nun Peiks Drolligkeit und Naivität das Herz dieses alten Mannes, ja sogar das der gestrengen Haushälterin erobert, wie überhaupt sein Auftreten „Leben in die Bude bringt“, das ist ganz köstlich berichtet. Dem sich anbahnenden guten Einvernehmen aller Beteiligten droht aber das Ende: eine steinreiche deutsche Tante in Berlin will Peik adoptieren. Als aber der Herr Professor mit diesem in Berlin anrückt, da ist die Tante von Peiks jugendhaft-derber Offenheit nicht eben sehr entzückt. Was soll sie dazu sagen, daß ihr Peik, um das Alter festzustellen, das „Maul“ nachsehen will, wie er's von seinem alten Freund, dem Kutscher Ondurfen, bei Pferdekäufen kennt?! Tante verzichtet auf die Adoption. Peik ist darüber begeistert, kauft einen Säbel für seine gleichaltrige Spielkameradin Marie daheim, eine Mundharmonika für deren schwerhörige Großmama und drei rote Manschettenknöpfe für einen Säugling. Dann dampfen Onkel und Peik kreuzbergnützig wieder aus Berlin ab, wo der Kaiser einen großen Schnurrbart hat und alle Ahnen, in Stein gehauen, aufgestellt sind. Wer Kinder liebt, der greife zu diesem prächtigen Büchlein, er wird Tränen lachen. Peik hat es übrigens auch mit Proben seines siebenjährigen Zeichentalents illustriert.

Diese entzückendste Kindergeschichte, die man seit langem gelesen, stammt aus der Feder von Barbra Ring.



Monatliche Auslese besonders beachtenswerter Aufsätze aus deutschen und ausländischen Zeitschriften.

Nahrung aus Holz.

Von Dr. Friedrich Bergius, Heidelberg, dem Erfinder des nach ihm benannten Verfahrens (Bergiusverfahren) zur Herstellung flüssiger Kohlenwasserstoffe aus Kohle, in „Science News-Letter“, Washington.

Kohlehydrate sind wichtige Nährstoffe für Menschen und Tiere. Sie stellen ein konzentriertes Produkt der Sonnenenergie dar. Nachdem sie gewisse Veränderungen erfahren haben, dienen sie als Brennstoff zur Erzeugung der verschiedenen Arten von Energie, welche das Leben aufrechterhalten. In der Pflanzenwelt erzeugt die Natur Kohlehydrate in verschiedenen Formen; einige von ihnen können von den meisten Tieren direkt verdaut werden, und andere werden erst durch unzählige Arten von sogenannten niedrigen Organismen, besonders Mikroben, fertig zum Gebrauch umgewandelt.

Was ihre Zusammensetzung anbetrifft, so unterscheiden sich die verschiedenen Kohlehydrate nur sehr wenig voneinander, aber diese kleinen Unterschiede teilen sie auf Grund ihres ungeheuer verschiedenen Handelswertes in zwei Klassen.

Der Landwirtschaft ist es im Laufe von Tausenden von Jahren in fortschreitendem Maße gelungen, in sehr großen Mengen eine geringe Zahl von Substanzen zu erzeugen, die Kohlehydrate in solcher Form enthalten, daß diese als Nahrung für Menschen oder Vieh verfügbar sind. Die Natur erzeugt noch größere Mengen Kohlehydrate, die als solche nur zu einem geringen Teil von den Mägen der Menschen und Tiere verdaut werden können. Ihr Hauptvertreter ist der Holzstoff, der mit einem sehr großen Prozentsatz in den landwirtschaftlichen Abfallprodukten, besonders im Holz, enthalten ist. Ungeheure Mengen solcher Abfallprodukte stehen besonders in den Vereinigten Staaten in Form von Maisstoppeln zur Verfügung. Ein beträchtlicher Teil des uns bekannten Abfallholzes wird nicht in sparsamer Weise verwertet. Bei der Herstellung von gewerblichem Nutz- und Bauholz beläuft sich der Abfall auf mindestens 40 Prozent des Holzes, das bestenfalls als Brennholz verwendet wird. Das Verbrennen von Holz bedeutet aber Zerstörung von Zellulose, jener kommerziell so wertvollen inneren chemischen Substanz.

Die gegenwärtig enorme Nachfrage nach Papier für Zeitungen verringert unseren Holzvorrat ständig und gefährdet ernstlich die Zufuhr in der Zukunft. Eine Möglichkeit, den Abfall in den Wäldern in menschliche Nahrung oder Viehfutter umzuwandeln, könnte die landwirtschaftliche und Forstpolitik in ausgebreiteten Gebieten der Welt beträchtlich beeinflussen.

In Verfolg solcher Betrachtungen steigt die Frage auf, ob es der Chemie nicht möglich sein sollte, die Zellulosemoleküle so zu verändern, daß die Zellulose im Magen gerade so wie die verdaulichen Kohlehydrate der Stärke oder des Zuckers wirken kann. Dies kann tatsächlich erreicht werden, wenn man einfach ein Molekül Wasser auf je ein Molekül Zellulose hinzufügt — eine einfache chemische Reaktion, die seit mehr als einem Jahrhundert bekannt ist. Indessen bringen wohlbekannte unbedeutende chemische Reaktionen, die mit Leichtigkeit im Laboratorium zu erzielen sind, ungeheure Schwierigkeiten mit sich, wenn sie in der Praxis wirtschaftlich ausgebeutet werden sollen.

Eine Anzahl von Verfahren, um auf chemischem Wege die Reaktion durch hydrolytische Spaltung des Holzstoffs zu erzielen, ist vor vielen Jahren bei Chicago erfolgreich durchgeführt worden. Das Ziel aller dieser Verfahren bestand darin, Zellulose in ein gärungsfähiges Produkt zu verwandeln, das für die Herstellung von Alkohol verwendet werden kann. Alle diese Methoden sind bis jetzt vom wirtschaftlichen Standpunkt aus fehlgeschlagen, weil sie nicht genug gärungsfähigen Stoff erzeugten.

Während die Alkoholverzeugung das Endziel aller dieser Verfahren einer hydrolytischen Spaltung des Holzstoffs bei hoher Temperatur ist, ist die Umwandlung von Holzstoff in Nahrung das Ziel einer neuen technischen Methode, die während der letzten zwölf Jahre unter meiner Leitung entwickelt worden ist.

Vor etwa fünfzehn Jahren stellte Willstätter fest, daß Holzstoff unter Einwirkung einer stark konzentrierten Salzsäure fast quantitativ in flüssige Kohlehydrate und schließlich in Glycerin umgewandelt wurde. Auf Grund dieser laboratorischen Ergebnisse arbeiteten wir mein Verfahren aus, das aus 100 Teilen trockenen Holzes etwa 75 Teile rohen Nahrungstoffs ergibt, der 80 % reine Kohlehydrate enthält. Das bedeutet, daß aus dem

trockenen Holz 60 % reine Kohlehydrate gewonnen werden. Dieses Produkt erwies sich als von hohem Nährwert und als gleichwertig jedem anderen Nährstoff gleicher Stärkekonzentration und besonders geeignet für das Mästen von Schweinen. Erfolgreiche Experimente sind angestellt worden, um das primäre Produkt, Glycerin, in menschliche Nahrung umzuwandeln. Es ist uns gelungen, einen einfachen Reinigungsprozeß herauszuarbeiten und reine Glycerine zu erzielen.

Beträchtliche Schwierigkeiten waren während der zwölf Jahre der Entwicklung der technischen Methoden und Apparate zu überwinden. Das schwierige Problem war die Scheidung und Gewinnung der stark konzentrierten Salzsäure, während nicht weniger ernste und schwere Arbeit von einem großen Stab von Chemikern, Technikern und Arbeitern verrichtet werden mußte, um den gangbarsten Weg zu finden für die Bearbeitung des Holzes, für das Verhindern eines Entweichens von Salzsäuredämpfen, für die Herstellung von säurefesten Gefäßen usw. Es bedurfte großer Summen, bevor die erste technische Anlage soweit war, daß ohne Schwierigkeiten produziert werden konnte.

In Deutschland, welches nicht genügend landwirtschaftliche Kohlehydrate für Viehfutter erzeugt, und welches über einen ziemlich großen Vorrat von Holzabfall verfügt, mag diese neue Industrie ein wichtiger Faktor im Wirtschaftsleben werden. Aber sie mag sich auch als wichtig für die Vereinigten Staaten erweisen, wo das Problem der Verwendung des Abfallmaterials auf den Maisfeldern z. B. infolge der zunehmend zerstörerischen Tätigkeit des Maisbohrers eine ernste Frage zu werden beginnt.

Das Problem der italienischen Übervölkerung.

Aus einem Artikel von dem in der Verbannung lebenden italienischen Historiker und früheren Professor der modernen Geschichte in Florenz, Gaetano Salvemini, in „The Contemporary Review“, London, Dezember 1928.

Heute, wo die Vereinigten Staaten und Kanada italienischen Einwanderern die Tür verschlossen haben, ist es eines der lebenswichtigsten Probleme Italiens, Arbeit für den Bevölkerungsüberschuß zu finden, welcher nicht mehr vom Auslande aufgesogen wird. Die Faschisten denken, daß dieses Problem nur durch den Erwerb neuer Kolonien und ihre Besiedlung durch Italiener gelöst werden kann. „Italiens Zukunft“, erklärte Mussolini am 8. April 1926, „liegt auf dem Wasser.“ — „Italien muß sich entweder ausbreiten oder explodieren.“ (Mussolinis Interview mit dem Daily Express 12. Januar 1927.) — Die Faschisten haben wiederholt verlangt, daß ein möglichst großer Teil der früheren deutschen Kolonien Italien zufalle, falls irgendwelche Veränderungen im Mandatsbesitz vor sich gehen sollten. Auch auf einen Teil der französischen Besitzungen am Mitteländischen Meer reflektieren sie. In der Deputiertenkammer verlangte der faschistische Abgeordnete Fera am 22. Mai 1928, daß Frankreich sein Mandat über Syrien Italien aushändige.

Am 24. April 1926 erklärte der Bruder des Duce, Arnaldo Mussolini, in einem der North American Newspaper Alliance gegebenen Interview: „Tunesien? Vielleicht, aber später. Wir besitzen schon Tripolis. Aber Tripolis ist erst der Anfang. Da ist noch das östliche Mittelmeerbecken. Da sind die Überbleibsel des alten türkischen Reiches. Da ist Albanien, verhältnismäßig reich an Öl, das wir benötigen. Da ist auch Syrien, das Frankreich niemals kolonisieren wird, weil es keinen Bevölkerungsüberschuß hat. Und da sind noch Smyrna und Adalia.“

Der Grund für die besonderen Feindseligkeiten der Faschisten gegenüber Frankreich ist, daß Frankreich eine sinkende Bevölkerungszahl hat, oder wenigstens eine stationäre. Folglich ist Frankreich ein defizientes Land, verglichen mit Italien. Folglich wird es nicht in der Lage sein, dem Drucke der überfließenden italienischen Bevölkerung zu widerstehen.

Die Faschisten glauben, daß Frankreich früher oder später in neue Konflikte mit Deutschland geraten wird, und daß diese Verstimmung den Weg für das faschistische Kolonialreich ebnen wird. Mussolini ist ebenso bereit, sich mit Deutschland gegen Frankreich zu verbünden, wie mit Frankreich gegen Deutschland. Eine Allianz mit Italien würde Deutschland die Gewissheit geben, Frankreich zermalmen zu können, vorausgesetzt, daß Deutschland Italien einen genügend großen Teil des französischen Kolonialgebietes versprache. Andererseits könnte Frankreich dieses Unheil einer

italienisch-deutschen Allianz verhüten, indem es verspricht, Italiens Hilfe gegen Deutschland großzügig mit Kolonien zu belohnen.

Auf Grund solcher Hoffnungen sind die Faschisten weit davon entfernt, den Bevölkerungszuwachs als ein Übel oder eine Gefahr anzusehen. In seiner Kammerrede am 26. Mai 1927 sagte Mussolini mit historischer Einfachheit: „Alle Nationen haben den Stachel des Verfalls gefühlt, wenn ihre Geburtenziffer zu sinken begann. Eine abnehmende Bevölkerung baut kein Weltreich auf.“

Und er veröffentlichte einen Erlass an die italienischen Frauen, bis 1930 nicht weniger als 50 000 000 Untertanen zur Welt zu bringen. Inzwischen benötigt Mussolini 5 000 000 Männer im kampfswfähigen Alter zwischen 1935 und 1940, dem Augenblick, wo „Europas Geschichte ihren kritischen Zeitpunkt erreicht“ und „Italien in der Lage sein wird, seiner Stimme Gehör zu verschaffen, und endlich die Anerkennung seiner Rechte durchsetzen wird“.

Die faschistische Regierung strebt daher eine Bevölkerungszunahme an, indem sie die Auswanderung behindert, die Heimkehr in die Heimat begünstigt, Junggesellen Steuern auferlegt, große Familien von der Steuerzahlung befreit und ihnen andere Privilegien gewährt, sowie Geburtenregulierungspropaganda verbietet. Die wachsende Bevölkerung versorgt den Faschismus mit einem Grund für die Forderung nach neuen Kolonien und mit der Macht, sie zu erobern.

Die Frage ist nur, ob sie die Macht haben werden, ganz oder teilweise ihr Kolonialprogramm auszuführen, und ob sie dadurch wirklich das Problem der italienischen Überbevölkerung lösen werden. Frankreich kann man nicht so leicht abtun, wie es sich die Faschisten denken. Wenn die Stärke Frankreichs und Italiens nur nach der Menge des „Kanonenfutters“, welches die beiden Länder ins Feld schicken können, zu messen wäre, so würden die Faschisten den 41 Millionen Italienern nicht nur die 40 Millionen Franzosen, sondern auch die 60 Millionen Bewohner der Frankreich unterstehenden Kolonien gegenüberstellen müssen. Es würde mindestens bis zum Jahre 2000 dauern, bis die Faschisten an Zahl der Bevölkerung Frankreichs und seiner Kolonien gleichkommen und Frankreich dazu zwingen könnten, ihnen einige seiner Besitzungen zu überlassen. Wie wollen sie aber mittlerweile ihr Bevölkerungsüberschußproblem lösen?

Außerdem ist Kanonenfutter nicht der einzige Faktor nationaler Stärke. Da ist ferner noch die Stufe der Zivilisation und der nationalen Organisation, die sich aus dem Wohlstand, dem Besitz von Rohmaterialien, der Leistung des wirtschaftlichen Mechanismus, der moralischen Beschaffenheit des Volkes usw. ergibt. Die Faschisten behaupten, daß die moralische Organisation, die der Faschismus Italien auferlegt hat, derjenigen Frankreichs überlegen ist. Diejenigen, die etwas von der Geschichte Frankreichs wissen, werden der Meinung sein, daß die Faschisten Frankreichs moralische Gediegenheit unterschätzen.

Die Faschisten hoffen, durch die Ausnutzung der französisch-deutschen Verstimmung in den Besitz von Kolonien zu gelangen. Aber es ist unwahrscheinlich, daß selbst wenn die deutsch-französische Verstimmung eine dauernde sein sollte, diese in nächster Zukunft die Gelegenheit bieten wird, welche die Faschisten sich versprechen. Denn Deutschland und Frankreich — wie das übrige Europa — bedürfen noch mancher Jahre des Friedens.

Andererseits würde die faschistische Kolonialpolitik nicht das Problem der Überbevölkerung Italiens lösen, selbst wenn es ihm gelänge, neue Gebiete zu erlangen. Deutschlands frühere Kolonien in Afrika sind ungeeignet für weiße Arbeiter. Eine Gebietserwerbung in Zentralafrika würde zwar das Prestige der Diplomaten und Politiker steigern; wenn es reich an natürlichen Hilfsquellen wäre, könnte es von Kapitalisten ausgebeutet werden, aber es würde niemals einen beachtenswerten Teil der italienischen Auswanderer aufnehmen.

Besser geeignet für italienische landwirtschaftliche Arbeiter, besonders für diejenigen Südtaliens, sind die Länder an den Ufern des Mittelmeers. Aber die Mittelmeerländer sind außerstande, eine dichtere Bevölkerung als die gegenwärtige zuzulassen, wenn ihre wirtschaftlichen Zustände nicht vollkommen umgestellt werden. Dafür fehlt Italien das nötige Kapital.

So würde also das Bevölkerungsproblem Italiens ein hoffnungsloses sein, wenn es keine anderen Methoden der Lösung als „Expansion oder Explosion“ gäbe. Aber glücklicherweise liegen die Dinge nicht so schlimm, wie die Faschisten behaupten.

Zwar haben die Vereinigten Staaten, Kanada und Australien die italienische Einwanderung eingedämmt, aber es ist zu bedenken, daß 560 000 Männer im arbeitsfähigen Alter im Kriege gefallen sind; von den 1 Million Verwundeten starben viele in den folgenden Jahren, und eine weitere halbe Million ist Epidemien erlegen. So verlor Italien in den Jahren 1915 bis 1919 ungefähr 1½ Millionen Arbeiter.

Außerdem nimmt die italienische Geburtenziffer ab. Sie ist seit einigen Jahren stationär, während die Bevölkerung um mehr als 7 Millionen stieg. Die Bevölkerungszunahme von 32,5 Millionen im Jahre 1902 auf 40 Millionen im Jahre 1925 ist nicht einer hohen Geburtenziffer, sondern dem Sinken der Sterbeziffer dank der besseren Lebenshaltung und besseren Hygiene zuzuschreiben. Während aber das Leben nicht über gewisse Grenzen hinaus verlängert werden kann, gibt es für einen Niedergang der Geburtenziffer kaum eine Grenze. Trotz der Aufforderung des Duce vom Mai 1927 an die italienischen Frauen, mehr Kinder zur Welt zu bringen, wurden im Jahre 1927 50 000 Kinder weniger als 1926 geboren. Es ist daher wahrscheinlich, daß im nächsten Vierteljahrhundert die Bevölkerungsbewegung eine absteigende Kurve haben wird.

Eine Regierung, die sich damit brüstet, daß sie die Auswanderung eindämmt und eine Zunahme seiner Bevölkerung begünstigt, ist nicht berechtigt, aus dieser Zunahme eine Entschuldigung für die Forderung nach Kolonien abzuleiten, die die Auswanderung doch nicht absorbieren würden.

Schönheitsmittel.

Aus einem Artikel von Dr. med. William H. Goeckerman in der vom Amerikanischen Ärztebund herausgegebenen Monatsschrift „Hygeia“, Chicago, November 1928.

Die Natur beabsichtigte, daß Luft, Licht und Temperaturwechsel die Haut treffen sollten; denn sie bedarf dieser bescheidenen Anregung. Man vergleiche nur die rauhe, der Luft ausgesetzte Haut mit der blaffen, zarten, gewöhnlich durch Kleidung bedeckten Haut. Mangel an normaler Anregung bedeutet Mangel an Widerstandsfähigkeit, bedeutet Unterernährung und Atrophie. Der gewöhnliche Gebrauch von Schönheitsmitteln verhindert die nötige Stimulation rein mechanisch. Wenn auch eine blasse, weiche Haut manchem Menschen vornehm erscheinen mag, so ist es doch keine gesunde Haut, und sie neigt zum frühen Altern mit all den unerwünschten Begleitererscheinungen einer verwelkten Haut.

Beinahe täglich sieht sich der Spezialarzt für Hautkrankheiten verwirklichten Problemen als Resultat des gewaltigen Gebrauchs von Schönheitsmitteln gegenübergestellt, selbst in Fällen, in denen die gebrauchten Präparate an sich unschädlich waren. Reizungszustände der Haut über Flächen, die gewöhnlich mit Schönheitsmitteln behandelt werden, veranlassen den Arzt, die von der Patientin gebrauchten kosmetischen Präparate sorgfältig zu untersuchen, nachdem andere naheliegende Ursachen ausgeschaltet sind. Wenn die Präparate sich als unschädlich herausstellen, dann erhebt sich das Problem der Überempfindlichkeit. Ist die Patientin irgendwelchen Substanzen gegenüber, die für den Durchschnittsmenschen nicht schädlich sind, überempfindlich? Ein Beispiel mag dies erläutern:

Eine junge Dame sucht einen Hautspezialisten auf. In ihrem Gesicht und am Halse findet sich eine ausgeprägte Reizung der Haut, die periodisch wiederkehrt. Da der Arzt sie auf die Möglichkeit hinweist, daß sie auf irgendein chemisches Präparat, möglicherweise ein Schönheitsmittel, mit Überempfindlichkeit reagiert, unterläßt sie gewissenhaft den Gebrauch von kosmetischen Mitteln in irgendwelcher Form. Jedoch kehren die Hautreizungen trotzdem wieder. Zufällig entdeckt sie eines Morgens, daß ihre Haut Zeichen von Reizung aufweist, während ihre Zimmergenossin sich die Haut pudert. Die Zusammensetzung dieses Puders wird untersucht, und es wird darin Weichenwurzeln festgestellt. Die Patientin wird daraufhin sorgfältig geprüft und erweist sich als empfindlich gegen Weichenwurzeln. Obgleich Weichenwurzeln dem Durchschnittsmenschen keinen Schaden tut, war es für diese Patientin Gift. Dieser Fall zeigt klar, wie verhältnismäßig unschädliche Substanzen lästig werden können, und wie schwierig es ist, den Schuldigen herauszufinden.

Vielen Schönheitspräparaten werden übertriebene Wirkungen zugeschrieben. Es wird von ihnen behauptet, daß alle Unvollkommenheiten der Haut leicht durch sie behoben werden können, ja, daß die Präparate, wie die sie begleitenden Bilder bezeugen, eine Schönheit hervorrufen, welche die Venus von Milo mit Neid erfüllen würde. Alle diese Schönheit ist leicht zu erzielen, wenn man nur das Präparat benutzt, das der Fabrikant anpreist, und das eine Substanz von unerhörter medizinischer Wirkung enthalten soll.

Einige dieser Präparate enthalten nichts weiter als Epsomer Bittersalz, Kalomel oder irgendeine andere wohlbekannte Droge, sowie Wasser. Der Preis eines Gläschchens eines solchen Präparats beträgt im allgemeinen zehn- bis fünfzigmal soviel als der der Ingredienzien, wenn man sie in einer Drogerie kauft. Der Käufer hat ein phantastisches Etikett, die Flasche, den Rost und den Gewinn mitzubezahlen. Aber manche Frauen schäzt eine Gesichtserneuerung dieser Art als eine positive Entdeckung, gebraucht sie zwanzig Jahre oder länger und würde es als einen ernststen Verlust betrachten, wenn sie nicht eine Flasche mit dem kostbaren Etikett ständig auf ihrem Toiletentisch haben könnte. Und mancher Mann besteht im Barbierladen auf dem Gebrauch eines besonderen Haarswassers oder Mittels gegen Kopfschuppen.

Solch eine Irreführung des Publikums könnte lächerlich erscheinen, wenn die Resultate zuweilen nicht so traurig wären, wie fast jeder Arzt bezeugen kann. Denn oft werden Präparate als absolut unschädlich hingestellt, obgleich sie Holzalkohol, Äthylalkohol, Arsenik, Paraphenylendiamin (ein giftiges Anilinfärbemittel), Bleizucker, Bleipflaster, Kalomel, weißes Präzipitat, Resorzin usw. enthalten. Jeder Laie weiß, daß sich unter diesen Chemikalien einige befinden, die man nicht ungestraft willkürlich benutzen kann.

Wenn diese Gifte lange Zeit hindurch täglich angewendet werden, reizen sie nicht nur die Haut oder erzeugen eine unreine, übertrieben gefärbte Haut, sondern manche von ihnen rufen durch ihre Absorption durch die Haut Nervenentzündung mit Lähmung, Asthma, Anämie und anderen Beschwerden als Resultat chronischer Vergiftung hervor. Die Ursache einer chronischen Blei-, Quecksilber- oder Arsenikvergiftung ist manchmal schwer festzustellen. Besonders Blei und Quecksilber werden leicht von der Haut absorbiert, und die Schönheitsmittel, die diese Metalle enthalten, können einen heimtückischen Schaden anrichten, der sich durch eine ärztliche Untersuchung nicht abschätzen läßt.



Die Nähmaschine als Webstuhl. — Der farbige Film. — Wiedergabe von Schallplatten über Rundfunkgerät. — Ein „Nur-Flügel-Flugzeug“ mit Schwerölmotoren. — Telegraphisch gesezte Zeitungen.

Die Weberei ist so alt wie die menschliche Geschichte, und auch die modernen Webstühle haben an dem uralten Prinzip von Schuß und Kette festgehalten. Nunmehr berichtet das Journal of Commerce von einer Erfindung, die den Webstuhl bei der Wollstofffabrikation überflüssig machen soll. An Stelle des Webstuhles tritt also eine Nähmaschine mit einer großen Zahl von Nadeln. Wenn auch die Quelle zuverlässig ist, so bleibt doch abzuwarten, ob der behaupteten Verbilligung um ein Drittel nicht auch Nachteile gegenüberstehen.

Seit Jahrzehnten bemüht sich das Lichtbildwesen um die Verwirklichung der farbigen Bildwiedergabe, ohne bisher befriedigende Erfolge erzielt zu haben. Die Photozelle, deren mannigfache Anwendbarkeit hier wiederholt betont wurde, hat nun auch die Ausföhrung dieses Gedankens ermöglicht. Bei der Bildfernübertragung spielt das Abtasten des Bildes durch rotierende Lochscheiben eine ausschlaggebende Rolle, weil es das Bild in Punkte verschiedener Helligkeit zerlegt, die dann übertragen werden. Statt nun die Löcher in diesen Scheiben in Form einer Spirale anzubringen, wie es für die Schwarzweißwiedergabe geschieht, hat man drei voneinander unabhängige Sektoren von Lochreihen angelegt, deren jeder mit einem Farbfilter in den drei Grundfarben Rot, Grün und Blau versehen ist. Jedem dieser Sektoren ist eine lichtempfindliche Zelle zugeordnet. Es werden also drei Bilder an Stelle von einem übertragen. An der Empfangsstelle sind Lichtquellen und Farbfilter mit den gleichen Farben erforderlich. Auf der Projektionsfläche werden die Strahlen wieder zu einem Bilde in natürlichen Farben vereinigt. Nach dem gleichen Prinzip ist auch eine stereoskopische Übertragung möglich. Für diesen Zweck sind die Löcher in zwei gegenüberliegenden Kreissegmenten von verschiedenem Radius angeordnet. Über jedes dieser Segmente wird ein Bild gesandt, das sich vom andern, ähnlich wie bei der Stereophotographie, durch kleine Abweichungen des Standpunktes unterscheidet. Auch eine farbige stereoskopische Bildübertragung läßt sich durch Kombination der beiden Systeme von Lochreihen durchführen. Trotzdem ist diese geniale Verbesserung vorläufig für die Kinematographie nicht verwertbar, weil ja die farbige Wiedergabe nur durch Lampen nach einem farbigen Original erfolgt. Sie läßt sich erst dann voll ausnützen, wenn auch die Farbenphotographie Wirklichkeit geworden ist. Es leuchtet ein, daß an dieser Aufgabe nunmehr mit erhöhtem Eifer gearbeitet wird. Aus England wurde in der letzten Zeit mehrfach über neue Verfahren zur Photographie in natürlichen Farben berichtet, ohne daß bisher Einzelheiten bekannt geworden sind.

Die mehrjährigen Arbeiten zur Wiedergabe von Schallplatten über das Rundfunkgerät sind nunmehr zu einem gewissen Abschluß gekommen. Zunächst hatte man, um eine natürlichere Klangwiedergabe, als sie das Grammophon zu bieten vermag, zu erhalten, eine elektrische Schalldose gebaut, die mittels eines Weicheisenankers und Magneten die Schwingungen der Nadel in elektrische Wechselströme verwandelt, welche nach den Methoden des Rundfunks verstärkt werden. Neben dem Rundfunkgerät sind dann nur die Elektrochalldose und das Uhrwerk für die Sprechmaschine

mit dem Plattenteller als Zusatzgeräte erforderlich. Neuerdings hat nun der Siemens-Konzern ein kombiniertes Gerät konstruiert, bei dem über dem Rundfunkempfänger der Lautsprecher eingebaut ist, und darüber liegt der Plattenteller mit der elektrischen Schalldose. Das Ganze ist nicht umfangreicher als ein Tischgrammophon. Das Gerät kann mit Stecker an die Lichtleitung angeschlossen werden. Nach Ablauf der Schallplatte wird der Plattenteller automatisch stillgesetzt.

In Dessau hat man erfolgreiche Probeflüge mit einem Schwerölreihenmotor ausgeführt, bei dem das Junkerssche Doppelkolbenprinzip Anwendung findet. Auch die im Bau befindliche Maschine J 33, bei der zum ersten Male die vier Motoren in den Flügeln untergebracht und begehbar sind, erhält Schwerölmotoren. Der Flügel dieser Maschine wird als Passagierraum mitverwendet. Damit nähert sich das Flugzeug dem „Nur-Flügel-Typ“, den Professor Junkers ursprünglich im Auge hatte. Auch im Luftschiffbau geht man — ein Zeichen der wachsenden Sicherheit — dazu über, die Motoren und Fahrgasträume in das Innere des Schiffskörpers zu verlegen. Dies ergibt eine Verringerung des Luftwiderstandes und als weiteren Vorteil die leichte Zugänglichkeit der Motoren. In Amerika befindet sich ein derartiges Luftschiff im Bau, das Helium als Füllgas und Stahl als Baustoff für das Gerippe verwendet. Die für die Konstruktion von Flugmotoren ausschlaggebenden Forderungen: gedrängte Bauart und geringes Gewicht, haben zur Erfindung eines neuen kurbelwellenlosen Motors geführt, der bei 135 PS. nur 155 Kilogramm wiegt. Die vier Zylinder dieses luftgekühlten Standmotors sind in Kreuzform angeordnet. Die Kraftübertragung auf die Daumenwelle erfolgt durch vier Rollen, die unter sich durch Gelenkschenkel verbunden sind. — Auf dem Starnberger See erzielte Valier mit einem durch Raketen angetriebenen, unbemannten Schlitten eine Höchstgeschwindigkeit von 378 Kilometer je Stunde. Er plant für dieses Jahr, ein mit flüssigen Treibstoffen angetriebenes Raketenflugzeug von Calais nach Dover zu jagen. Auch an anderen Stellen beschäftigt man sich bereits lebhaft mit der Konstruktion von Raketen für flüssige Treibstoffe.

In Amerika ist man damit beschäftigt, für den Zeitungsbetrieb ein System des Fernsehens ausfindig zu machen, welches es ermöglicht, an verschiedenen Orten gleichzeitig denselben Text zu setzen. Das Primäre dabei sind elektrische, untereinander verbundene Schreibmaschinen, welche jedoch nur einen Lochstreifen liefern, der dann in die Setzmaschine eingeführt wird und dann, nach dem gleichen Prinzip wie beim elektrischen Klavier oder bei der bekannten Monotype-Setzmaschine, abgetastet wird. Das Verfahren würde den Setzer ersparen und außerdem eine Verdreifachung der Setzgeschwindigkeit ermöglichen. Es könnten also in Zukunft z. B. alle Meldungen, die ein Telegraphenbüro verbreitet, direkt in die Setzmaschinen der in Frage kommenden Zeitungen diktiert werden. Eine Voraussetzung ist allerdings noch dabei, die aber für die Wirtschaftlichkeit des Betriebes entscheidend ist: es sind eigene Leitungen erforderlich, und daran wird die allgemeine Anwendung des Verfahrens, abgesehen von anderen organisatorischen Schwierigkeiten, vorläufig wohl scheitern.

Sulfor.



Kohle, die Hauptquelle der Kraft. — Tieftemperaturverkokung. — Kohlendünger. — Kohlenreinigung und Kohlentrocknung. — Flüssige Kraftstoffe — Alkohol für Kraftzwecke.

Von großer Bedeutung sind die Referate, welche auf der letzten Brennstofftagung der Weltkraftkonferenz, die kürzlich in London stattfand, zu hören waren. Dies geht schon daraus hervor, daß an diesen Besprechungen die Vertreter von achtundvierzig Staaten teilgenommen haben. Hervorragenden Anteil an den Arbeiten der Konferenz nahm Deutschland, dessen Delegierte etwa zwanzig von insgesamt hundertsechzig Vorträgen hielten. Es ergab sich, daß heute noch für die meisten Länder Kohle die Hauptquelle der Kraft ist, daß es aber unerläßlich ist, rationellere Methoden der Kohlenverwertung anzuwenden. Industrie und Hausbrand müssen aufhören, Rohkohlen zu verbrennen. Am wirtschaftlichsten dürfte es sein, wenn man zur Tieftemperaturverkokung übergeht; mit diesem Problem beschäftigen sich viele Chemiker, und in England allein wurden bisher vierhundert derartige Verfahren patentiert. Auch Deutschland hat auf diesem Gebiete bedeutende praktische Erfolge aufzuweisen, vor allem nachdem es dazu übergegangen ist, die Braunkohle der Tieftemperaturverkokung zuzuführen. Überdies hat es einen Fortschritt in bezug auf Wirtschaftlichkeit auch dadurch aufzuweisen, daß es heute fast überall die Abwärme der Koks- und Hochofen ausnützt.

Neben dem erwähnten Verfahren der Tieftemperaturverkokung der Braunkohlen sind die Hochtemperaturverkokung, die Vergasung und die Brikkettierung von Kohlen zu beachten.

Es hat sich ferner gezeigt, daß durch Düngung mit Kohlenstaub oder künstlichen Humusstoffen, die man aus Kohlen gewinnen kann, viele humusarme Böden fruchtbar gemacht werden können. Die Stickstoff- und Kohlenstoffverbindungen der Huminstoffe sind für die Entwicklung der Pflanzen von großer Bedeutung.

Neuerdings beschäftigt man sich auch mit der Reinigung der Kohlen. Es ist ja bekannt, daß insbesondere der in den meisten Kohlen enthaltene Schwefel in den Verbrennungsanlagen bzw. bei der Gasherstellung schädlich ist. Es wurden daher, vor allem in Amerika und in England, Verfahren zur Beseitigung der Verunreinigungen ausgearbeitet; diese Verfahren beruhen fast immer auf der Ausnutzung der Differenz, die zwischen den spezifischen Gewichten der Kohle und der Fremdstoffe besteht. Am wichtigsten sind hier die pneumatischen, die Trockenreinigungs- und das Naßverfahren (durch Waschen mit Wasser) geworden. In mehreren Industrien Europas fand in letzter Zeit das von Professor Gleißner stammende Patent zur Trocknung wasserreicher Braunkohlen Eingang; es zeichnet sich dadurch aus, daß nach ihm die Kohle ihre Stückform auch während und nach dem Trocknen beibehält. Manche Kohlenvorkommen können erst jetzt wirtschaftlich verwertet werden, weil durch die Verringerung des Wassergehaltes — eben durch die Trocknung — der Heizwert der an sich minderwertigen Kohlen gesteigert wird. Bemerkenswert ist, daß bei diesem Verfahren auch eine Verringerung des Aschengehaltes infolge Auslaugung der anorganischen Bestandteile erfolgt.

Das Kraftfahr- und Flugzeugwesen stellt an die flüssigen Brennstoffe Anforderungen, denen die Ölindustrie nachzukommen bemüht ist. Flüssige Kraftstoffe zeichnen sich dadurch aus, daß sie flüchtig und rein sind und rückstandlos verbrennen. Deutschland verwendet aus dieser Gruppe der Kraftstoffe Benzin, Benzol und Alkohole. Benzin wird aus Erdölraffinerien importiert, aber auch im Inlande gewonnen: synthetisch nach dem neuen Bergius-Verfahren, andererseits bei der Verarbeitung des Braunkohlenteers. Benzol liefert die Steinkohlenindustrie, Alkohole die Kartoffelbrennerei, die chemische und die Papierindustrie (aus Sulfitabläugen und Holz). Auch Methanol, das künstlich hergestellt wird, verwendet man für Kraftfahr- und Flugzeuge. In Deutschland ist man bestrebt, ausschließlich hochwertige, d. h. gut raffinierte (gereinigte), niedrig siedende Kraftstoffe zu benutzen; andere mögen billiger sein, doch wird dieser Vorzug durch Vergrößerung der Abnutzung, Verringerung der Betriebssicherheit, erschwerte Bedienung und durch die Notwendigkeit kostspieliger Reparaturen reichlich aufgewogen. Der Bedarf Deutschlands an flüssigen Kraftstoffen im Jahre 1928 dürfte eine Million Tonnen erreicht haben.

Die bedeutendsten Fortschritte, die in den letzten Jahren in der Erdölindustrie zu verzeichnen sind, betreffen die modernen Crackverfahren. Diese bezwecken die Umwandlung von flüssigen Kohlenstoffen (Teer- und Erdöle) in Benzin. Durch diese Ver crackung konnte die große Nachfrage nach Motorbenzin bisher befriedigt werden; für die Zukunft kann ein gesteigerter Bedarf an Motorbrennstoffen durch Cracken von Palm-, Baumwollsaamen-, Kokosnußöl und Fischtran gedeckt werden. Bezüglich der Verwendung von Alkohol für Kraftzwecke ist hervorzuheben, daß es bisher nicht gelungen ist, ihn so billig wie Benzin auf den Markt zu bringen. Deutschland erzeugt Kraftspiritus aus Kartoffeln, Frankreich aus Zuckerrüben, Natal aus Melasse. In den letzten Jahren wurde versucht, pflanzliche Abfälle, Stroh und tropische Gräser in Alkohol überzuführen. Eine dieser Methoden arbeitet mit Mikroorganismen, hat aber bisher wenig Erfolge aufzuweisen; eine andere führt die pflanzlichen Stoffe in Zucker über, der dann durch Bakterien zu Brennspiritus vergoren wird.

Im allgemeinen ist zu sagen, daß auch in der Zukunft, zumindest in den nächsten Jahren, mit einer wesentlichen Änderung der Verhältnisse auf dem Gebiete der Brennstoffe nicht zu rechnen ist. Aber die Erkenntnis, daß es unbedingt notwendig ist, hier eine Änderung herbeizuführen, weil es unwirtschaftlich ist, Kohlen als solche zu verbrennen, wird sich allgemein durchsetzen. Die Kohlenveredlung wird im Laufe der Zeit überall Eingang finden.

Es wird die Zeit kommen, wo man sich wundern wird, daß man im zwanzigsten Jahrhundert, das doch technisch so vorgeschritten ist, noch Kohlen verfeuert hat; je früher der Zeitpunkt, da die Kohlenveredlung allgemein durchgeführt werden wird, eintritt, um so besser ist es für Industrie und Wirtschaft.

Dipl.-Ing. R. G.

Der Sportmonat.

Ein Rückblick auf die Zeit vom 16. Januar bis 15. Februar 1929.

16. 1. 1929. Die deutsche kombinierte Mannschaft aus Mitgliedern des Berliner Schlittschuh-Klubs und des Sport-Klubs Rießersee gewann anlässlich der Schweizer Winterspiele den Eishockeywettkampf. Die Einzelergebnisse der Kämpfe, die die Berlin-Rießersee Mannschaft lieferte, waren 2 : 0 gegen Davos, 1 : 1 gegen die Europa-Kanadier und 6 : 0 gegen Polen.
19. 1. 1929. Zwei neue Weltrekorde im Eisschnellaufen brachten die Schweizer Winterspiele in Davos. Über 500 Meter lief Claes Thunberg (Finnland) 42,8 Sekunden, über 5000 Meter Ballangrud (Norwegen) 8 : 24,2 Minuten.
19. 1. 1929. Bei den Belgischen Hallen-Tennis-Meisterschaften in Brüssel standen sich im Schlussspiel im Herreneinzelspiel die französischen Weltmeister Henri Cochet und Jean Borotra gegenüber. Borotra errang in vier Sätzen mit 7 : 5, 6 : 4, 2 : 6, 6 : 2 den Sieg.
20. 1. 1929. Der Norweger Ballangrud errang gegen den Titelverteidiger Thunberg die Europameisterschaft im Eisschnellaufen. Ballangrud hatte die Meisterschaft bereits einmal im Jahre 1926 errungen. Die Europameisterschaften im Eiskunstlaufen sahen folgende Siege: Meisterschaft für Herren: Schäfer (Wien); für Damen: Gräulein Brunner (Wien), im Paarlaufen: Gräulein Scholz-Kaiser (Wien).
20. 1. 1929. Zwei neue Schwimmweltrekorde wurden in Übersee aufgestellt. Der amerikanische Olympiasieger im Rücken schwimmen, Rojak, stellte in Philadelphia über 100 Yard Rücken mit 1 : 06 Minuten einen neuen Weltrekord auf. In Sidney gelang es dem schwedischen Meisterschwimmer Arne Borg, den Weltrekord über eine halbe Meile auf 12 : 27 Minuten zu verbessern.
20. 1. 1929. Beim Krupp-Pokal-Schwimmen in Essen siegte Handschuhmacher im Fried.-Krupp-Gedenkschwimmen über sechzehn Bahnen.
21. 1. 1929. Auf dem Rießersee bei Garmisch gelangten die Kämpfe um die deutsche Eishockeymeisterschaft zum Abschluss. Zum erstenmal konnte der Berliner Schlittschuh-Klub den Meistertitel an sich reißen. Er schlug den Sport-Klub Rießersee mit 2 : 1.
22. 1. 1929. Der deutsche Boxer Schmeling errang in Neuyork einen aufsehenerregenden K.-o.-Sieg über den Italo-Amerikaner Corri.
23. 1. 1929. Arne Borg schuf während seines Aufenthaltes in Australien in Manly einen neuen Weltrekord im Freisilbschwimmen über eine englische Meile. Der Schwede legte die Strecke in 21 : 06,8 Minuten zurück und verbesserte damit seine im Juni vorigen Jahres aufgestellte Welthöchstleistung um fast 12 Sekunden.
27. 1. 1929. In Lissabon wurde die deutsche Eisschnellaufmeisterschaft entschieden. Der vorjährige Meister Artur Bollstedt (Altona) konnte seinen Titel mit Erfolg verteidigen. Gleichzeitig verbesserte er den deutschen Rekord über 10 000 Meter, den bisher Manke (Berlin) mit 19 : 36,7 Minuten hielt, auf 19 : 31,4 Minuten. Der Weltrekord des Norwegers Carlsen steht auf 17 : 17,4 Minuten, ein Zeichen, wie stark uns die Skandinavier im Eislaufen überlegen sind.
28. 1. 1929. In Budapest begannen die Kämpfe um die Europameisterschaft im Eishockey. Der erste Tag brachte einen unerwarteten Sieg der Österreicher über Deutschland mit 1 : 0.
29. 1. 1929. Der zweite Tag der Europameisterschaften im Eishockey brachte eine Niederlage der deutschen Mannschaft gegen die Tschechoslowakei mit 2 : 1. Damit schied Deutschland endgültig aus.
31. 1. 1929. In Klingenthal im Erzgebirge begannen die Kämpfe um die deutsche Skimeisterschaft. Die Herbesmeisterschaft im 25-Kilometer-Patrouillenlauf gewannen die Münchener Pioniere.

1. 2. 1929. Der deutsche Meister im Schwergewicht, Max Schmeling, errang seinen vierten Vorsieg in Amerika, indem er in der neunten Runde seinen Gegner Risiko zur Aufgabe zwang.
3. 2. 1929. Sonja Henie (Norwegen), die Weltmeisterin im Eiskunstlaufen für Damen, konnte in Budapest ihren Titel mit Erfolg verteidigen. Die Weltmeisterschaft im Paarlaufen gewann das Wiener Meisterpaar Gräulein Scholz-Kaiser, das schon am 20. Januar die Europameisterschaft errungen hatte.
3. 2. 1929. Die Kämpfe um die Europameisterschaft im Eishockey brachten der Tschechoslowakei den Meistertitel durch einen 2 : 1-Sieg über Polen. Dritter Preisträger wurde die österreichische Mannschaft.
3. 2. 1929. Der Belgier Pierre Charles gewann durch einen Punktsieg über den Münchner Boxer Ludwig Hanmann in Dortmund die Europa-Schwergewichtsmeisterschaft.

3. 2. 1929. In Klingenthal wurden die deutschen Skimeisterschaften zu Ende geführt. Gustav Müller (Bayrischzell), der bereits im Jahre 1927 deutscher Meister war, holte sich den Meistertitel und den "Goldenen Ski".
4. 2. 1929. Ballangrud, der Europameister im Eisschnellaufen, stellte bei einem Eisfest in Trondhjem, seiner Heimatstadt, einen neuen Weltrekord über 1000 Meter auf. Ballangrud verbesserte die seit dem Jahre 1909 durch Mathisen gehaltene Bestleistung von 1 : 31,8 auf 1 : 31,5 Minuten.
10. 2. 1929. In Mannheim fand der 15. Fußball-Länderkampf Deutschland-Schweiz statt, der mit einem überlegenen 7 : 1-Sieg der deutschen Mannschaft endete. Von den bisherigen Spielen hat Deutschland neun gewonnen, vier verloren, während zwei Spiele unentschieden verliefen.
10. 2. 1929. Nurmi ging im New Yorker Madison Square Garden an den Start und wurde in einem sensationellen Rennen über eine englische Meile von dem Amerikaner Ray Conger in der Zeit von 4 : 17,4 Minuten mit 8 Yard geschlagen. Nurmi hatte für diesen Start einen Weltrekordversuch angemeldet.
10. 2. 1929. Anlässlich des Breslauer Hallensportfestes gelang es Dr. Pelzer, seinen mehrfachen Bezwinger, den Turnermeister

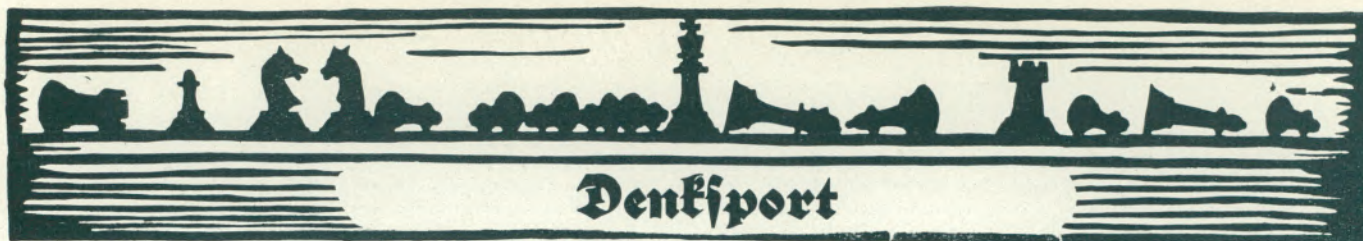
Wohin wandert die deutsche Jugend?

Die meist besuchten Jugendherbergen 1927



Die deutsche Jugendherbergsbewegung verfügt 3. Jt. über rund 2400 Herbergen, die an den Hauptwanderzielen der Jugend gelegen sind. Die erste neuzeitliche Großstadt-Jugendherberge entstand in München und brachte es gleich im ersten Jahr auf 45 600 Übernachtungen. Ihre Übernachtungsziffer wurde nur noch übertroffen von der Jugendherberge Hohnstein in der Sächsischen Schweiz. Von den einzelnen Gauen hatten im Jahre 1927 die höchsten Übernachtungsziffern: Sachsen 298 042, Rheinland 258 000, Bayern 217 000, Brandenburg 215 195, Nordmark 188 051, Mittelelbe 173 410, Sauerland 160 157, Baden 155 547

- Wichmann, im 1000-Meter-Lauf mit 2 : 33,2 Minuten zu schlagen. Pelzer hat durch diesen Sieg bewiesen, daß man in der kommenden Leichtathletikfaison wieder ernsthaft mit ihm zu rechnen haben wird. Die Olympiasiegerin, Frau Radtke-Batschauer, stellte bei der gleichen Veranstaltung im 800-Meter-Lauf für Frauen mit 2 : 29,2 Minuten einen neuen deutschen Hallenrekord auf.
10. 2. 1929. In Oslo, wo die Eisschnellaufmeisterschaften zum Austrag kamen, konnte sich Thunberg (Finnland) den Titel sichern und hierdurch für seine bei den Europameisterschaften in Davos erlittene Niederlage an Ballangrud (Norwegen) Revanche nehmen (siehe 20. 1. 1929).
11. 2. 1929. Von den Flugsportverbänden der Länder Deutschland, Frankreich, Italien, Rumänien, der Schweiz und der Tschechoslowakei wurde die Durchführung eines internationalen Leichtflugzeugwettkampbes beschlossen, der in einer technischen Prüfung und einem Rundflug von etwa 6000 Kilometer Länge über zwölf verschiedene Staaten bestehen soll. Außer einem vom französischen Aero-Klub gestifteten Wanderpreis stehen schon 300 000 Fr. an Geldpreisen zur Verfügung.
15. 2. 1929. Für die Weltmeisterschaftskämpfe der Boxer im Schwergewicht wurde eine Liste von sieben Anwärtern aufgestellt, unter denen der deutsche Boxer Max Schmeling den vierten Platz einnimmt. Der Entscheidungskampf des letzten Paares soll am 19. September stattfinden.



Schach e.

Bearbeitet von Heinz Vollmer.

Lehrgang des Schachspiels.*

III.

Die Eröffnung.

Ebenso wie jeder Feldherr bestrebt ist, in der Besetzung wichtiger Punkte des Terrains dem Feinde zuvorzukommen, ebenso legt der kluge Schachspieler den Hauptwert auf die Eröffnung, versucht schon in den ersten Zügen, dem Gegner einen Stellungsvorteil abzurufen, gewisse Felder durch seine Figuren zu besetzen und — die Hauptsache — möglichst schnell seine gesamte Truppenmacht zu mobilisieren, aus ihrer Grundstellung ins Feld zu befördern.

Der Regel eingedenk, daß Weiß immer den Anzug hat, sei im folgenden die „Spanische Partie“ der Anfang unserer Eröffnungslehre.

Weiß.

Schwarz.

1. Be 2 — e 4. Der Bauer hat das Recht, aber nicht die Pflicht, aus seiner Grundstellung heraus gleich zwei Felder in gerader Richtung zurückzulegen.

1. — — — — —

1. Be 7 — e 5

2. Sg 1 — f 3. In der Absicht, im nächsten Zuge den schwarzen Bauern e 5 zu schlagen, der daher durch

2. — — — — —

2. Sb 8 — c 6

gedeckt werden muß, d. h. schlägt jetzt Sf 3 × Be 5, so Sc 6 × Se 5 und Weiß hat einen schlechten Tausch gemacht.

3. Lf 1 — b 5

3. Sg 8 — f 6 bedroht

Be 4, der nun durch

4. Sb 1 — c 3 gedeckt wird.

4. Ba 7 — a 6 zwingt

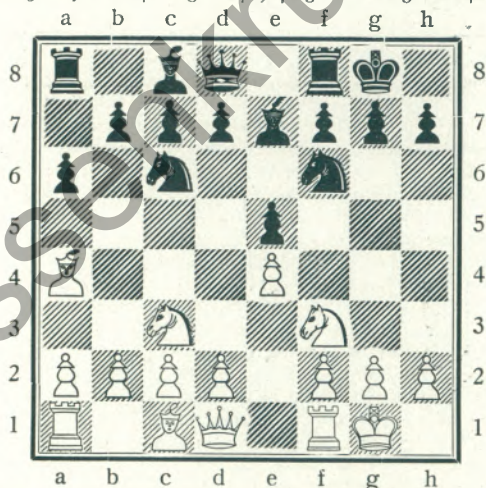
den weißen Läufer, sich durch

5. Lb 6 — a 5 zurückzuziehen.

5. Lf 8 — e 7

6. o — o!

Dieses Zeichen bedeutet die Rochade, der einzige Fall im Schachspiel, wo gleichzeitig zwei Figuren ihren Platz wechseln können, und zwar König und Turm. Die Rochade dient der Sicherung des Königs; bei der kurzen Rochade geht der weiße König nach rechts, und zwar zwei Felder; der entsprechende Turm besetzt das linke Nebenseitfeld, z. B. Ke 1 Th 1 würde nach der Umwandlung Tf 1, Kg 1 lauten. Die lange Rochade erfolgt in entgegengesetzter Richtung, Ke 1 — c 1, Ta 1 — d 1. Bei Schwarz geht die Umstellung nach dem Befehl der Symmetrie entsprechend vor sich; würde in der vorliegenden Eröffnung Schwarz als sechsten Zug ebenfalls kurz rochieren, so ergäbe sich folgende Diagrammstellung:



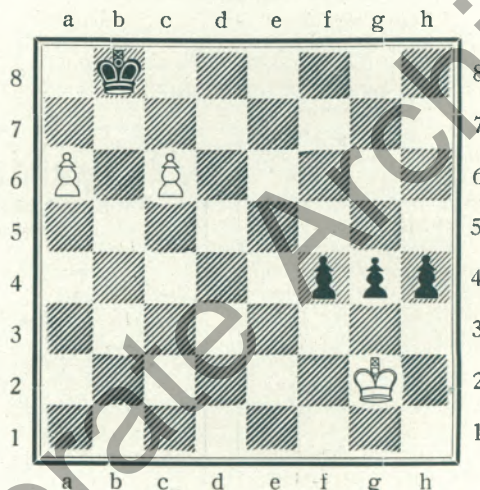
Stellung nach dem sechsten Zug von Schwarz.

Eine ähnliche Entwicklung haben die „Italienische Partie“ und das „Evansgambit“, die wir im nächsten Heft behandeln.

* Bgl. Januar- und Februar-Heft 1929.

Aufgabe Nr. 3.

Von Dr. Emanuel Lasker.



Stellung der Steine:

Weiß: Kg 2; B (2) a 6, c 6.

Schwarz: Kb 8; B (3) f 4, g 4, h 4.

Weiß zieht und gewinnt.

Eine Studie, die drastisch die Defensivkraft des Königs im Endspiel zeigt. Eine einfache Überlegung führt schnell zum Ziel.

Wertspartie Nr. 2.

Gespielt im Fernturnier der Werkschachfreunde 1927/28.

Weiß:

Schwarz:

J. Gibisch, Lichtentanne i. Sa. H. Brieden, Dortmund-Marten. Damenbauernspiel.

1. d 2 — d 4

1. d 7 — d 5

2. Sg 1 — f 3

2. Sg 8 — f 6

3. Sb 1 — c 3. Hier wäre c 2 — c 4 mit späterem Damengambit angebracht und — moderner!

3. — — — — —

3. Sb 8 — c 6

4. Lc 1 — f 4 Ein Lieblingszug von Aljechin.

4. e 7 — e 6

4. — — — — —

5. Lf 8 — d 6

5. e 2 — e 3

6. Lf 4 × d 6? — der jedoch seinen Zweck, die Blockierung des schwachen Feldes c 7, durch den Abtausch nicht erfüllt!

6. Dd 8 × Ld 6.

6. — — — — —

Das beste!

7. Sc 3 — b 5. Unmotiviert!

7. Dd 6 — e 7

8. Lf 1 — d 3

8. o — o

9. o — o

9. a 7 — a 6

10. Sb 5 — c 3

10. e 6 — e 5

11. Ld 3 — e 2? Weiß spielt zu passiv; hier war d 4 × e 5, S × e 5 oder e 3 — e 4 angebracht.

11. — — — — —

11. e 5 — e 4

12. Sf 3 — g 5. Diese Springerausflüge ins „besetzte Gebiet“ sind wenig fruchtbringend; Weiß verliert ein Tempo nach dem andern und bleibt in seiner Entwicklung stark zurück. Das kleinere Übel war hier nach dem vorherigen Fehlzug Sf 3 — d 2.

12. — — — — —

12. h 7 — h 6. Logisch!

13. Sg 5 — h 3

13. Tf 8 — e 8.

Schwarz ist jetzt im Zentrum stark und kann ruhig entwickeln. Durchschlagskräftiger war hier allerdings sofort Lc 8 × Sh 3 mit Zerstörung des weißen Königsflügels.

14. Sh 3 — f 4

14. Lc 8 — e 6

15. f 2 — f 3. Fast ein Zwangszug, um Luft zu schaffen.

15. e 4 × f 3

16. Le 2 × f 3

16. Ta 8 — d 8

17. a 2 — a 3?

17. Sc 6 — b 8

18. Sc 3 — a 4

18. Le 6 — d 7

19. Sf 4 × d 5. Der Bauer war vergiftet, wie sich gleich

zeigt.

19. — — — — —
 20. L f 3 × S d 5
 21. K g 1 — h 1
 22. L d 5 × e 6. Besser T e 1!
 23. d 4 — d 5
 24. c 2 — c 4
 25. S a 4 — c 3
 26. D d 1 — a 4? Auch jetzt wäre die Partie noch zu halten durch D d 1 — h 5 mit einigem Angriff, z. B. D h 5, T d 7, T a 1 — e 1 usw. Der Versuch, den Bauern zurückzuerobieren, führt zu einer wilden Irrfahrt der weißen Dame.

26. — — — — —
 27. D a 4 × c 4
 28. D c 4 — c 7
 29. D c 7 — f 4?
 30. T f 1 × f 4
 31. S c 3 — e 4
 32. T a 1 — d 1
 33. g 2 — g 3. Besser T g 4!
 34. S e 4 — f 6 +
 35. S f 6 — e 8 +

36. T f 4 × d 4
 37. S e 8 — c 7. Richtig: S f 6!
 38. K h 1 — g 2
 39. S e 7 × a 6 mit Springerverlust. Hier war die Partie vernünftigerweise aufzugeben, denn Freibauer und Springer entscheiden schnell. Praktisch schleppte sich die Partie noch bis zum 61. (!) Zuge. Weiß hat zu matt und defensiv gespielt, Schwarz korrekt und meist richtig, ohne freilich nennenswerte Kombination zu zeigen.

(Anmerkungen H. B.)

Lösungen der Aufgabe Nr. 2 (Februarheft).

1. L f 4 droht 2. L d 2, g h + 3. K h 2, h 3 4. b 3 #.
1. — — — — — g 5 × L f 4 +
 2. K g 3 — h 2 f 4 — f 3
 3. T h 4 — h 3! f 3 × e 2
 4. b 3 #
1. — — — — — g 5 × T h 4 +
 2. K g 3 — f 3 h 4 — h 3
 3. L f 4 — d 2 h 3 — h 2
 4. b 3 #

Notizen.

Werkfachsbund.

Auf unseren Aufruf im Novemberheft, betreffend Gründung einer Gemeinschaft aller Werkfachsfreunde, sind uns aus Berlin, Bochum, Danzig, Dortmund und Gelsenkirchen Zuschriften bejahenden Inhalts zugegangen. Wir bitten, den Novemberaufruf doch einmal hervorzuholen und uns kurz mitzuteilen, ob an sich in einer noch nicht genannten Stadt Interesse für eine Ortsgruppe besteht. Erst wenn eine hinreichende Anzahl Zuschriften Gewähr für weitere Arbeit liefert, werden wir in einem Sonderartikel ausführlich Stellung nehmen. Auch etwaige Anfragen bezw. Unklarheiten werden gerne beantwortet. Alle Zuschriften sind zu richten an: Schriftleitung des „Werk“, Düsseldorf, Breite Str. 28, mit dem Vermerk „Fach“.

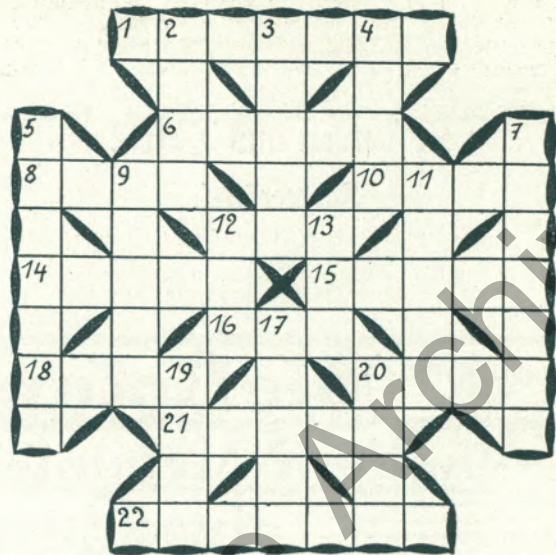
Rätsellecke.

Rösselsprung.

un	to	er	ste	gen	
er	wei	bleit	ren	fann	
zur	das	zeit	was	das	richt
schwei	fe	das	das	zeit	des
	gann	sen	wird	tö	er
	gen	ste	be	wei	all

Kreuzworträtsel.

Von M. Klose.



Wagerecht.

1. Stadt in Sachsen, 6. männliches Haustier, 8. weißes Huhn, 10. Vogel, 12. Vergnügungsstätte, 14. Fangleine, 15. Frucht des Ölbaumes, 16. Titel, 18. Haustier, 20. weiblicher Vorname, 21. Mause, 22. dünnes Plättchen.

Senkrecht.

2. Fluß in Deutschland, 3. weiblicher Vorname, 4. Nebenfluß von Nr. 2, 5. Ehrengasse, 7. Stadt in Persien, 9. Gefäß, 11. weiblicher Vorname, 12. chemischer Grundstoff, 13. Farbe, 17. Pflanze, 19. Geliebte des Zeus, 20. Tonart.

Karreerätsel.

(Gefällig geschüttelt.)

1	2	3	4	5	6	7	8	9
10	11	12	13	14	15	16		
17	18	19	20	21	22	23		
24	25	26	27	28	29	30		
31	32	33	34	35	36	37		
38	39	40	41	42	43	44		
45	46	47	48	49	50	51	52	53

Es sind 17 Wörter von untenstehender Bedeutung zu finden, deren einzelne Buchstaben in die durch Ziffern bezeichneten Karrees gesetzt werden (in jedes Karree nur ein Buchstabe). Sämtliche Buchstaben im Zusammenhang gelesen, ergeben einen Spruch von Matthias Claudius. Bedeutung der Wörter:

1. Blutrinne 5 18 10 7
 2. Ostseefisch 7 44 21 10 23
 3. Finnischer Läufer 23 19 32 29 16
 4. Römischer Feldherr 29 36 40 34 19 24
 5. Gleichklang 40 12 25 30
 6. Strom in Afrika 41 25 37
 7. Jagdgöttin 27 28 36 11 42
 8. Asiatisches Königreich 50 47 36 13
 9. Suche 14 22 50 43
 10. Persischer Fürstentitel 50 48 49 36 6
 11. Nadelbaum 15 2 48 6 51 52
 12. Schweizerischer Freiheitsheld 43 35 38 46
 13. Fluß in Rußland 53 3 4 36
 14. Schlachtort (1870) 8 3 33 36 17
 15. Alpenfluß 25 26 20
 16. Paradies 31 1 39 20
 17. Ehrentitel 45 36 9

Denkaufgabe.

Rohrpost durch die Erde.

Wenn man einen Schacht von einem Punkte der Erdoberfläche aus graben und diesen in gerader Linie durch den Mittelpunkt der Erde hindurch und soweit führen würde, bis er am entgegengesetzten Ende der Erde wieder herauskommt, wie würde sich dann ein Körper verhalten, den man an dem einen Ende dieses Schachtes in diesen hineinwirft?

Lösungen aus Heft 2.

Karreerätsel.

Wer nicht kann, wie er will, muß wollen, wie er kann.

1. Nil. 2. Kant. 3. Wilna. 4. Cato. 5. Chlor. 6. Wesir. 7. Wafa.
8. Kiew. 9. Sem. 10. Wales. 11. Kelim. 12. Jnn. 13. Nero. 14. Turin.

Silberrätsel.

1. Belinde. 2. Erich. 3. Nordlicht. 4. Unterwalden. 5. Larif. 6. Binne.
7. Ellenbogen. 8. Reizker. 9. Elfenbein. 10. Darius. 11. Lüster.

„Benutze redlich deine Zeit!“

Vergrabene Städte.

Wesel	Weimar
Eger	
Ferlohn	
Mainz	
Altona	
Remagen	



Der Schauspieler kam erschüttert enttäuscht nach Hause.

„Na, hast du Beifall gehabt?“ fragte seine Frau.

„Beifall? Es klang ungefähr, wie wenn eine Raupe mit Gummisohlen über einen Perserteppich geht!“

(Hamburger Illustrierte.)

*

Der kleine Fritz hat sich zu Weihnachten einen Hund gewünscht. „Da müssen wir die Tante Herta um einen Hund mit Steuer bitten,“ sagt die Mutter.

Fritz: „Nein, ich will keinen Hund mit Steuer, ich will einen Hund mit Schwanz.“

(Münchener Illustrierte.)

*

Die Kleinsten kommen zum erstenmal in die Schule und setzen sich auf Anordnung des Lehrers in die Bänke.

Nur ein Bub bleibt weiter stehen.

„Und du, Kleiner?“ fragt der Lehrer.

„Warum setzt du dich denn nicht?“

„I dank schee, Herr Lehrer! I will mi da eh net lang aufhalte.“

(Die Wochenschau.)

*

„Wir brauchen einen Mann, der alle Fragen beantworten kann und nie dabei seinen Kopf verliert!“

Der Bewerber: „Da bin ich gerade der Richtige. Ich bin Vater von acht Kindern!“

(Hamburger Illustrierte.)



Die schlanke Linie.

Zeichnung von B. Vogler.

Der Sturm heulte.

Das Schiff rollte und stampfte.

Der Fahrgast lehnte über die Reling. Und opferte.

Mitleidig kam ein Steward:

„Darf ich Ihnen irgend etwas besorgen, mein Herr?“

„Ja,“ leuchtete mit grünem Gesicht der Fahrgast, „besorgen Sie mir eine Insel!“

(Kölnische Illustrierte.)

*

Mutter: „Siehst du, Lore, alle diese seidenen Kleider kriegen wir von einem kleinen, schwachen Würmchen.“

Lore: „Das ist doch Wati, nicht wahr?“

(Die Wochenschau.)

*

Ein Museumsbesucher steht verwundert vor einem antiken Bildwerk, das einen römischen Gladiator darstellt. Der Figur fehlt ein Arm und ein halbes Bein, der Helm ist zerschlagen, und die Nase ist fort. Unter dem Bilde steht auf einer Tafel: „Der Sieger.“

„Na,“ murmelt er, „wenn das der Sieger ist, möchte ich erst mal den Besiegten sehen.“

(Münchener Illustrierte.)

*

Lehrer: „Wieviel Sekunden hat eine Minute?“

Schüler: „Männliche oder weibliche Minute?“

Lehrer: „Was für eine Frage!“

Schüler: „Ja, wenn Vater sagt, er käme in einer Minute, so sind's 60 Sekunden. Wenn's aber meine Schwester sagt, dann sind's 600.“

(Siemens-Mitteilungen.)

Herausgeber: Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — Verantwortl. Hauptschriftleiter: W. Debus, Düsseldorf. Druck: A. Bagel Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — „Das Werk“ kann durch den Verlag, Düsseldorf, Breite Straße 28, die Post oder durch jede Buchhandlung bezogen werden. Jährlicher Bezugspreis (12 Hefte mit zweifarbigem Umschlag) 10 RM., Einzelheft 1 RM. Zu den Bezugspreisen treten die üblichen Bestellgebühren. Bei Sammelbezug (mindestens 10 Exemplare) wird ein entsprechender Rabatt gewährt. Diesbezügliche Anfragen sind an den Verlag zu richten. — Beamte, Angestellte und Arbeiter der zu den Vereinigten Stahlwerken gehörenden Betriebe erhalten „Das Werk“ zu nachstehenden Vorzugspreisen: Hefte mit zweifarbigem Umschlag jährlich (12 Hefte) 8 RM., Einzelheft 80 Pf.; Hefte mit einfarbigem Umschlag jährlich (12 Hefte) 6 RM., Einzelheft 50 Pf., zuzüglich Porto und Verpackung. — Bereits erschienene Hefte des laufenden Jahrganges werden, soweit nicht vergriffen, auf Wunsch nachgeliefert. — Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keinerlei Verpflichtung übernommen. — Schriftleitung und Geschäftsstelle befinden sich in Düsseldorf, Breite Straße 28, wohin alle Mitteilungen zu richten sind.

Fernsprecher: Sammelnummer Ortsverkehr 102 11, Fernverkehr 102 31 (Vereinigte Stahlwerke), Nebenstelle 5 00.